

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Oktober | November | Dezember 2015 | Nr 114 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1



SOS Elefanten!

16

**Bienensterben –
Einzige Hoffnung:
Die Imker?**

22

**Klimawandel –
Vegan die Welt retten**

20

www.ffw.ch

www.facebook.com/FondationFranzWeber



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

Auskunft FONDATION FRANZ WEBER

Postfach, 1820 Montreux 1, Schweiz, Tel. +41 964 24 24, Fax +41 21 964 78 46, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch



Editorial

Vera Weber

Liebe Leserinnen und liebe Leser

Elfenbein ist nur an Elefanten schön!

Die letzte Stunde des Elefanten, diesem «Wunder der Intelligenz und Ungeheuer der Materie», wie der berühmte Naturforscher Buffon es ausdrückte, sie könnte schon bald geschlagen haben, wenn wir nicht – einmal mehr – beherzt intervenieren an der nächsten CITES-Konferenz 2016 in Johannesburg, Südafrika.

1989 wurde der Elefant in Lausanne in extremis vor dem Aussterben bewahrt, dank dem durch die Vertragsparteien-Konferenz der CITES (Abkommen über den internationalen Handel mit bedrohten Arten) beschlossenen Handelsverbot für Elfenbein. Die Fondation Franz Weber spielte für das Zustandekommen dieses Beschlusses eine massgebliche Rolle.

Nachdem die CITES gewisse Lockerungen des Elfenbein-Handelsverbots über die letzten Jahre vorgenommen hat, erlebt Afrika eine Zunahme der Elefantenwilderei, die man nur als verächtlich bezeichnen kann. Zu Tausenden fallen die Elefanten den Kugeln und dem Gift der Wilderer zum Opfer, angetrieben vom unersättlichen Elfenbein-Hunger aus Fernost.

Wieder sind wir mit der bitteren Realität konfrontiert: Wenn wir nicht jeglichem Elfenbeinhandel eine konsequente Absage erteilen, wird der Elefant nicht überleben. Der Elefantenschutz trägt keine mehrdeutigen Beschlüsse und halbherzigen Massnahmen. Einzig und allein eine glasklare und steinharte Botschaft an alle Beteiligten des Elfenbeinhandels und an die ganze Welt kann das Verschwinden der Elefanten verhindern.

Vor nicht weniger als 26 Jahren schrieb unser guter Freund, Professor Pierre Pfeffer, Zoologe und Elefantenkenner, nur wenige Monate vor dem bahnbrechenden Schutz-Beschluss der CITES-Vertragsparteien 1989 folgendes: «Anders als bei den meisten bedrohten Tieren liegt die Zukunft der Elefanten Afrikas ganz in unseren Händen, wie dies bereits zu Beginn des Jahrhunderts der Fall war. Möge die Weisheit der Menschen diese so unvergleichliche Spezies noch einmal bewahren. Das schulden wir den kommenden Generationen. «Menschlich zu bleiben scheint bisweilen eine kaum zu bewältigende Aufgabe», stellte bereits der französische Schriftsteller Roman Gary fest: «Und doch müssen wir auf unserem strapaziösen Marsch ins Ungewisse noch eine zusätzliche Last schultern: die der Elefanten.»»

Es ist an uns, die Geschichte zu wiederholen; aber diesmal um die Elefanten ein für alle Mal zu retten! Denn Elfenbein ist nur an Elefanten schön.

Vera Weber, Präsidentin Fondation Franz Weber

Natur

- Bienensterben** – Die Schuld des Menschen >> 22-25
Kandergrund – Neue Chance Blockschuttwald «Bütschi» zu schützen >> 30

Tiere

- Zirkustiere** – Katalonien setzt einen weiteren Meilenstein >> 8-9
Stierkampf – Wir sind die Generation des Wandels >> 10-11
Equidad – Zwischenbilanz einer Erfolgsgeschichte >> 12-13
Elefanten – SOS Elefanten! >> 16-17
Franz Weber Territory – Nach langer Dürre nun endlich der Regen >> 18
Hornkuh Initiative – Mit gesenkten Hörnern in die Schlussrunde >> 31

Schweiz

- Grossaquarien** – Acht Gründe, warum Basel kein Ozeanum braucht >> 4-6
Vision NEMO – Die interaktive, moderne Alternative zum Ozeanum >> 7
Tierversuche – Unannehmbare Entscheidung des Zürcher Regierungsrats >> 15
Grenchenberg – Windturbinen zerstören Landschaft und Artenvielfalt >> 26-27
Zersiedlungsinitiative – Bauzonen einfrieren >> 28-29

Leserbriefe

- Die Leser haben das Wort >> 19

Gesellschaft

- Vegan die Welt retten** – Nutztiere heizen Klima enorm auf >> 20-21

Spendenkonten:

Banque Landolt & Cie, chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne
 oder
 Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
 IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Impressum

Herausgeberin: Fondation Franz Weber
Chefredaktion: Judith Weber
Redaktion: Judith Weber, Vera Weber, Viktoria Kirchhoff, Hans Peter Roth
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Claudia Trinkler, Ringier Print Adligenswil AG
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, Postfach, 1820 Montreux, Schweiz, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel.: 021 964 24 24, Fax: 021 964 78 46
Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, Postfach, 1820 Montreux, Tel.: 021 964 24 24
 Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Grossaquarien

Acht Gründe, warum weder Basel noch eine andere Schweizer Stadt ein Ozeanium braucht

Grossaquarien sind weder zeitgemäss noch ethisch vertretbar. Diesen Schluss bestätigt eine neutrale Studie. Die Gründe, die gegen das Ozeanium in Basel sprechen, sind vielseitig und vielschichtig.

■ Fabian Dreher

Die Atmosphäre ist trist. Alles wirkt eigenartig uninspiriert und leer, lieblos, fast düster. Nicht nur, weil die Aquarien-Atmosphäre ohnehin nicht die hellste ist. Das Interessanteste am „Den Blå Planet“ ist vielleicht noch die Hülle, die Architektur der unmittelbar neben dem Flughafen Kastrup bei Kopenhagen gelegenen Anlage. Ist denn das möglich? Dabei handelt es sich hier nicht um irgendein Grossaquarium, sondern um eines der modernsten und grössten Europas. Erst im Frühling 2013 eröffnet, leidet das Blå Planet trotzdem bereits jetzt an Besucherschwund. Kamen im ersten Jahr während neun Monaten 1,09 Millionen Leute ins Aquarium, ist diese Zahl 2014 bereits um über 300 000

auf 768 000 gefallen; dies ob- schon es während 12 Monaten, also drei Monate länger als im Vorjahr geöffnet war. Die sinkenden Besucherzahlen des Blå Planet sind symptomatisch für alle Grossaquarien.

Monotonie und Langeweile

Spüren die Besucher die Monotonie und Langeweile? Werden sie von der Apathie aller Meerestiere angesteckt, die den Rest ihres Lebens in Glasbecken ausgestellt vor sich hin vegetieren müssen? Merken sie, dass Grossaquarien einem Konzept aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert entsprechen, das sich längst überlebt hat? Das Ja auf diese Frage liegt auf der Hand. Denselben Schluss



Ein Kardinal-Banggai (gestreift und gepunktet) und andere Korallenfische in einem Meerwasseraquarium für Werbezwecke im Flughafen Schiphol, Amsterdam
Bildautor: Hans Peter Roth

lässt auch der Untersuchungsbericht einer für die Fondation Franz Weber (FFW) durchgeführten Feldstudie und Recherche zu. Im Oktober 2015 nahm die Organisation Tracks Investigations mittels Recherchen und Besuchen vier Grossaquarien genau unter die Lupe. Die Befunde der Besuche vor Ort und insbesondere auch von Sekundär-Recherchen bestätigen den Eindruck: Grossaquarien sind nicht mehr zeitgemäss. Umso unbegreiflicher mutet es angesichts dieser Tatsachen an, dass bisher am geplanten Ozeanium in Basel festgehalten wird. Dabei gibt es mindestens acht Gründe, warum Basel kein Ozeanium braucht.

1. Korallenriffe sind stark gefährdet

Fast ein Drittel der Korallenriffe ist heute bereits zerstört.

Weitere 20 Prozent werden es in 10 bis 20 Jahren sein. Für Aquarien in solch gefährdeten Ökosystemen wie Korallenriffen noch Tiere zu fangen, schwächt diese zusätzlich. Verschiedene Korallenfische sind deswegen lokal bereits ausgestorben oder vom Aussterben bedroht, zum Beispiel der Banggai-Kardinalfisch.

Nur rund 25 Korallenfischarten, meist Anemonenfische und Seepferdchen, pflanzen sich in Gefangenschaft überhaupt fort. Von den über 2 000 Korallenfisch- und Hunderten Korallenarten im Handel stammen praktisch alle aus der Wildnis. Nur ein Prozent der Korallen, vor allem Lederkorallen, kann gezüchtet werden. Sogar bei Arten, die sich züchten lassen, wie Anemonenfische, stammen diese oft aus Wildfang, weil die Zucht



Uninspiriert und lieblos: Das im Jahr 2013 eröffnete Meeresaquarium «Den Blå Planet» in Kopenhagen
Bildautor: Hans Peter Roth

die Nachfrage bei weitem nicht deckt oder nicht rentiert. Auch das geplante Ozeanium in Basel wird sich hauptsächlich mit Tieren aus Wildfang bedienen.

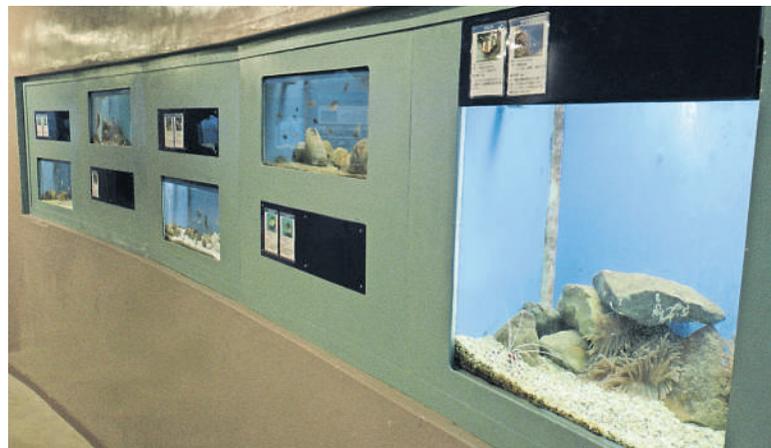
2. Das Ozeanium gefährdet Fische

„Vier von fünf im Riff gefangene Fische sterben, bevor sie in einem Aquarium enden“, sagt Monica Biondo, Meeresbiologin der FFW. Im Schnitt sterben also bis 80 Prozent der Fische schon beim Fang und Transport. Und trotz Zerstörung der Korallenriffe wächst die Aquarienindustrie weiter. Jährlich wurden bis 2003 weltweit rund 24 Millionen Korallenfische, 12 Millionen Korallen und 10 Millionen Wirbellose gehandelt. Heute dürften es deutlich mehr sein. Dazu kommt: „Gemäss Untersuchungen sterben bis zu 98 Prozent der Fische im ersten Jahr im Aquarium“, erklärt Monica Biondo. „Da keine Kontrollen oder Schutzbestimmungen existieren, werden tote Meerestiere einfach unbemerkt ersetzt.“

Dies allein zeigt schon, dass artgerechte Haltung in einem Aquarium praktisch unmöglich ist: Viele Fische schwimmen in ihrem natürlichen Lebensraum weite Distanzen, tauchen tief, verstecken sich im Riff oder leben im Schwarm. Im Aquarium hingegen verletzen sich viele Tiere, entwickeln Verhaltensstörungen und Aggressionen. Technische Probleme können Massensterben auslösen. So starben im November 2013 durch einen technischen Defekt im Tropenhaus Frutigen über Nacht 20 000 Störe.

3. Rückschritt in alte Zeiten

Der Zoo Basel verschreibt sich dem international anerkannten Prinzip „Mehr Platz für



Düster und öde: öffentliches Meeresaquarium in Taiji, Japan

Bildautor: Hans Peter Roth

weniger Tiere“, um die Haltung artgerechter zu gestalten. Umso widersprüchlicher und stossender daher die Aussage von Thomas Jermann, Projektleiter des Ozeaniums und Kurator des Vivariums Zoo Basel, in der Basellandschaftlichen Zeitung vom 4. Dezember 2012: „Im Ozeanium werden mehr Tiere leben, als es dies bisher im Zolli tun.“ In einem Interview mit „Das Magazin“ vom 19. September 2014 meinte Olivier Pagan, Direktor des Zoo Basel: „Gemeinsam mit verbündeten Zoos weltweit streben wir florierende, genetisch gesunde Zuchtpopulationen an, damit wir von den Tieren in der Wildnis unabhängig sind.“ Die Wildfänge, die für das Ozeanium notwendig wären, widersprechen diesem Ziel aber völlig.

4. Das Ozeanium ist nicht nachhaltig

Als Mitglied des internationalen Dachverbands für Zoos und Aquarien (WAZA) verpflichtet sich der Zoo Basel dessen Naturschutzstrategie: „Alle Zoos und Aquarien arbeiten zunehmend nachhaltig, hinterlassen möglichst wenig Spuren in der Natur und nutzen natürliche Ressourcen, ohne Raubbau zu betreiben.“ (WAZA-Naturschutzstrategie 2005). Doch wie dargelegt, werden die meisten Fische wild gefangen, viele bevor sie sich fortpflanzen können.

Pumpen, Wasseraufbereitung, Kühlung und Heizung benötigen enorme Energiemengen. Das Ozeaneum in Stralsund (Deutschland) etwa verbraucht die Energie einer

Kleinstadt mit 10 000 Einwohnern. Das Projekt Ozeanium ist mit dem Basler Ziel einer 2000-Watt-Gesellschaft in keiner Weise vereinbar.

5. Das Ozeanium ist nichts Neues

Der Zoo Basel bewirbt das Ozeanium als Innovation. Im Umkreis von 500 Kilometern gebe es nichts Vergleichbares. Beides stimmt so nicht. Schauaquarien existieren seit über 160 Jahren. Das Basler Ozeanium wäre bloss ein weiteres unter 150 Grossaquarien in Europa. Im Umkreis von 500 Kilometern um Basel befinden sich mindestens fünf Grossaquarien: Konstanz, Lyon, München, Genua und Gardasee. Das Sea Life in Konstanz liegt keine zwei Stunden von Basel entfernt.

6. Werte und Gesetze im Wandel

Ethik, öffentliche Moral und Gesetzgebung ändern sich schnell. Vor 100 Jahren war es akzeptabel, Menschen aus anderen Kulturen in Zoos auszustellen. In den 80er Jahren stürten sich nur wenige an engen Zookäfigen. Fische fanden erst 2008 Aufnahme ins Schweizer Tierschutzgesetz. Und erst nach den tödlichen Vorfällen 2011 und 2012 im Delfinarium des Connylands in Lipperswil (TG), beschloss das Schweizer Parlament ein Importverbot für Delfine und Wale. Zunehmend restriktive Vorschriften sowie weitere Handelsbeschränkungen und Importverbote sind auch für andere Tiergruppen wahrscheinlich. Grossaquarien aber sind statische Einrichtungen, die kaum sinnvoll auf Veränderungen der Haltungsverordnungen und Importbestimmungen reagieren können. Bei den vorgesehenen Kosten wäre das Ozeanium somit eine höchst risikoreiche Investition.

7. Besucherzahlen sinken

Das geplante Ozeanium rechnet mit ungefähr 650 000 Besuchern pro Jahr. Ein Vergleich mit ähnlichen Grossaquarien mit weit grösserem Einzugsgebiet lässt jedoch bezweifeln, dass diese Zahl auch nur annähernd erreicht wird. Das Sea Life in München, einer Metropolregion von 5,7 Millionen Einwohnern, verzeichnete im Eröffnungsjahr (2006) 660 000 Eintritte. Bis heute haben sich die Eintritte mit noch rund 350 000 pro Jahr praktisch halbiert. Ebenso verzeichnete das Haus des Meeres in Wien, einer Metropolregion von 2,6 Millionen Menschen, 2014 nur 567 311 Eintritte. Die Metropolregion Basel umfasst gemäss Bundesamt für Raumplanung nur 1,3 Millionen Einwohner. Anhand der Zahlen von München und Wien ist zu schätzen, dass das geplante Ozeanium in Basel wohl eher 200 000 bis 300 000 Eintritte pro Jahr generieren wird. Höhere Erwartungswerte müssten die Planer belegen. Weitere Beispiele: Obwohl das 2008 eröffnete Ozeaneum von

Stralsund 2010 zum „European Museum of the Year“ gekürt wurde und zu den meistbesuchten Aquarien Deutschlands gehört, nehmen die Besucherzahlen kontinuierlich ab: Der Rückgang bis heute beträgt mehr als 250 000 Eintritte, das heisst über 30 Prozent. Die vergleichbare Tendenz im dänischen Blå Planet ist bereits erwähnt. Als Reaktion darauf erwägen Sea Life in Konstanz und Blå Planet Erweiterungsbauten. Ein geplanter Ausbau im Ozeaneum in Stralsund wurde 2013 nach einer Wirtschaftlichkeitsstudie abgelehnt. In Basel wären Erweiterungsbauten schon aus Platzgründen kaum möglich.

8. Umweltbildung auf der Strecke

Aquarien rechtfertigen ihr Dasein mit Umweltbildung. Es gibt jedoch bis heute keine Studien, die einen pädagogischen Effekt und dadurch eine Verbesserung des Meeresschutzes nachweisen. Schutzgebiete und Handelsverbote werden dem Arten- und Meeresschutz besser gerecht als das Ausstellen von Fischen



Tote Korallenfische in einer indonesischen Versandstation für Meeresaquarien

Bildautor: Moritz Lips

hinter Glas, bestückt mit Schautafeln.

Das Ozeanium hinterlässt den Eindruck, es sei ethisch vertretbar, mit hohen Verlusten Wildtiere im Riff zu fangen, zu transportieren und unter Missachtung ihrer Bedürfnisse in Glascontainer zu sperren. Dies dürfte die Verbreitung privater Meeresaquarien weiter anheizen. Weltweit existieren mittlerweile rund 1 000 Grossaquarien (ohne Aquarien in Zoos mitzuzählen) und über 2 Millionen private Meeresaquarien. Der Umsatz der gesamten Industrie beläuft sich auf geschätzte 15 Milliarden US-Dollar pro

Jahr. Gleichzeitig waren die Meere noch nie so bedroht wie heute. Offensichtlich führt diese Art von „Pädagogik“ nicht zum Ziel.

Ozeanium-Bau jetzt abwenden

Basel hat viele visionäre Projekte im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich realisiert. Diese wurden jeweils intensiv diskutiert und hinterfragt, insbesondere auch bezüglich ihrer Auswirkungen auf den Standort. Es liegt in der Tradition der Stadt Basel, Projekte umzusetzen, die in die Zukunft führen, nicht zurück in alte Zeiten. ■



Tote Korallenfische in einer philippinischen Versandstation für Meeresaquarien

Bildautor: Gregg Yan



Versandbereite Korallenfische auf einem indonesischen Umschlagsplatz für Meeresaquarien

Bildautor: Moritz Lips

Kolumne zu Vision NEMO

Ein Ozeanium der modernen Art

Die Basler Politikerin Mirjam Ballmer plädiert für eine sinnvollere Lösung anstelle der Pläne des Basler Zoos, ein sogenanntes «Ozeanium» mit Tausenden von gefangenen Meerestieren zu bauen.

■ **Mirjam Ballmer**

Der Basler Zoo hat den Vorhang gelüftet und präsentierte uns im Mai sein Projekt für ein Ozeanium an der Heuwaa-ge in Basel. Von einem anonymen Spender sei bereits eine Spende von 30 Millionen Franken gestiftet worden.

«Basel liegt am Meer», schreiben die Verantwortlichen. Eine nachhaltige Umweltbildungsinstitution, ein Zentrum für Erholung, Naturschutz und Forschung soll entstehen, in welchem Tausende von Meerestieren in 30 Aquarien hinter Glasscheiben herumschwimmen. Die Besucher sollen dadurch lernen, von welchen Gefahren die Ozeane heute bedroht werden. Doch lernen sie auch, was sie dagegen tun können?

Projekt nicht nachhaltig

Der Zolli verspricht viel in seinem Projekt und hegt unbestritten gute Absichten – das Wort Nachhaltigkeit konnte nicht oft genug erwähnt werden. Doch stammt der ursprüngliche Gedanke eines Ozeaniums aus einer anderen Zeit und widerspricht deshalb einer nachhaltigen Bildungsstätte. Wir versuchen das Meer nachzubauen und schaffen es doch nie, die Faszination und Schönheit dieses Lebensraums in seiner wahren Pracht wiederzugeben. Wir fühlen uns auch nicht in diesen Lebensraum versetzt. Nein, wir sind Zuschauer, ausser vor, vor der Glasscheibe.

Obwohl es kaum Nachweise gibt, dass der direkte Kontakt zu Tieren und zur Natur dazu führt, dass wir im Erwachsenenalter sensibler sind für Umwelt- und Naturschutzprobleme, bin ich überzeugt, dass dieser direkte Kontakt wichtig ist.

Tiere aus Fleisch und Blut anzufassen, sie zu riechen und zu hören, ist etwas anderes, als Tierfilme zu schauen. Zoos können hier mit Umweltbildungsangeboten einen Beitrag leisten. Den direkten Kontakt zu den Meeresbewohnern zu schaffen, ist hingegen schwieriger. Ob ein echter Fisch hinter der Glasscheibe herumschwimmt oder ob das eine realitätsnahe 3D-Animation ist, macht nur einen geringen Unterschied.

Eine andere Welt

Ein Zolli-Mitarbeiter erzählte mir, dass er im Vivarium Kin-

der beobachtete, die mit den typischen Smartphone-Bewegungen versuchten, den «Bildschirm» – die Glasscheibe – zu vergrössern. Sie hatten offensichtlich nicht verstanden, dass die Tiere dahinter echt waren. Sie können sie weder anfassen noch sonst irgendwie mit ihnen kommunizieren. Die Unterwasserwelt bleibt somit eine andere Welt, in der wir Beobachter bleiben. Genauso, wie wir zuschauen, wie der Mensch die Weltmeere ausbeutet, verschmutzt und zerstört. Das Ausmass dieser Zerstörung ist unvorstellbar. Wer den Ozean schützen will, muss die Zuschauer auf andere Art zu Betroffenen machen. Er muss sie mitten hineinführen. Ein Vorschlag der Fondation Franz Weber, eine Alternative zum Ozeanium, will Basel genau das bieten: den direkten Blick in die Weltmeere.

Die Wirklichkeit betrachten

Mit Visualisierungen, Animationen und Direktübertragungen von Unterwasserkameras können wir diese verborgene



Mirjam Ballmer (32)
Co-Präsidentin Grüne BS,
Grossrätin



Gelangweilte Fische im Grossaquarium Blå Planet in Kopenhagen

Welt in echt betrachten. Wir sehen, wie sich die Meerestiere in Wirklichkeit verhalten, anstatt an Glasscheiben entlang im Kreis zu schwimmen. Wir können die grosse Vielfalt der Korallenfische bestaunen, die in einem Ozeanium nicht annähernd gezeigt werden kann, wenn nicht regelmässig Nachschub aus Wildfängen herbeigeschafft werden soll. Und man könnte die grossen Probleme von Überfischung und Verschmutzung an realen Beispielen aufzeigen. Vision NEMO könnte die Zuschauer näher ans Meer bringen als jedes Grossaquarium.

Wenn ein Ozeanium Basel zur Meeresstadt machen soll, dann nicht eines, wie es schon viele andere auf der Welt gibt. Vision NEMO könnte ein Quantensprung im Bereich Naturschutz, Zoonhaltung und Meeresforschung werden, der Basel zur Pionierstadt machen würde. Ein Abenteuer, das uns nicht nur ans Meer, sondern INS Meer bringen würde. ■

Tierschutz

Keine Zirkustiere mehr! Katalonien setzt einen weiteren Meilenstein

Weiterer grosser Erfolg für die Fondation Franz Weber: Ihre gemeinsame Kampagne mit der Tierschutzorganisation LIBERA! unter dem Namen CLAC (Catalunya Lliure d'Animals en Circs – Katalonien frei von Zirkustieren) führt in Katalonien zu einem Verbot von Zirkusnummern mit Tieren. Das katalanische Parlament hat ein entsprechendes Gesetz verabschiedet.

■ Leonardo Anselmi

Das Gesetz tritt innert zwei Jahren in Kraft und gilt zunächst für sämtliche Wildtiere. Domestizierte Arten, sprich Haus- und Nutztiere, werden also vorerst ausgenommen. Dies aber nur auf allfällige Empfehlung einer wissenschaftlichen Kommission. Sie wird das Leiden der Tiere in allen Zirkussen untersuchen, die sich während der Übergangsfrist in Katalonien niederlassen.

Das katalanische Parlament hat das Gesetz am 22. Juli 2015 mit einer überwältigenden Mehrheit von über 80 Prozent (105 Stimmen dafür, 19 Stimmen dagegen, bei acht Enthaltungen) angenommen. Es tritt innert zwei Jahren in Kraft. Damit soll den Zirkussen der nötige Zeitraum für die Anpassungen an die neue gesetzliche Situation eingeräumt werden. Dazu gehört auch, eine optimale Lösung für die Umplatzierung der betroffenen Tiere zu finden.

Bahnbrechend

Das Gesetz wurde von der Fondation Franz Weber (FFW) und der katalanischen Tierschutzorganisation LIBERA! über die Kampagne CLAC

(Catalunya Lliure d'Animals en Circs – Katalonien frei von Zirkustieren) angestossen. Zunächst wird der Einsatz sämtlicher Wildtierarten untersagt. Eine eigens dafür geschaffene wissenschaftliche Kommission nimmt während der zweijährigen Übergangsfrist alle Zirkusse, die sich in diesem Zeitraum in Katalonien niederlassen oder auftreten, verbindlich unter die Lupe. Die Untersuchung hat folgende Ziele:

- Erarbeiten eines wissenschaftlichen Gutachtens über das Leiden und die Behandlung sämtlicher Tiere in allen Zirkussen.

- Feststellen, welche domestizierten Tierarten bei ihren Auftritten in Zirkussen nicht leiden, damit das Parlament für diese eine allfällige Ausnahmebestimmung erlassen kann. Das nach sehr strengen Vorgaben erstellte Gutachten soll Grundlage sein für eine definitive Liste der Wildtiere und aller domestizierten Arten, die inskünftig von Zirkuseinsätzen auszuschliessen sind.

- Erstellen einer wissenschaftlichen Studie, die neue Massstäbe setzt, und deren

Resultate weltweit als Referenz dienen können. Dies insbesondere für jene Länder, die den Einsatz von Wildtieren in Zirkussen bereits verboten, jedoch noch keine Vorgaben für domestizierte Arten erlassen haben. Dadurch nimmt Katalonien in Sachen Tierschutz-Gesetzgebung erneut eine Pionierrolle ein, die durch ihre Umsetzung und Überwachung von grossem, internationalem Interesse ist.

Eine Vorlage für die Welt

Zwar gibt es mittlerweile eine ganze Reihe von Ländern (die Schweiz gehört bislang leider nicht dazu), die den Einsatz



Tiere leiden, wenn sie als Clowns und Requisiten zur Belustigung des Menschen missbraucht werden.

von Wildtieren – aber eben nur von Wildtieren – in Zirkussen untersagen. Auch in 99 katalanischen Gemeinden ist dies bereits so. Mit der Entscheidung seines Parlaments geht Katalonien nun noch einen bedeutenden Schritt weiter: Nach Abschluss des Gutachtens für domestizierte Zirkustiere wird sodann für alle Länder, die bereits Zirkustier-

Verbote erlassen haben, eine wissenschaftlich abgesicherte Grundlage bestehen, die auch für Haus- und Nutztiere den Einsatz in Zirkusnummern ablehnt.

Damit anerkennt und berücksichtigt das Parlament die Meinung der Wissenschaft, dass domestizierte Tiere – wie auch Wildtiere – im Zirkus Qualen und Stress ausgesetzt sind und folglich schwere körperliche und seelische Schäden erleiden.

Erfreute Initianten

Die FFW und LIBERA! sind über den katalanischen Entschluss hocherfreut. „Nun sind wir auf dieses Gutachten gespannt“, sagt Vera Weber, Präsidentin der Fondation Franz Weber. „Denn es wird ohne Zweifel aufzeigen, dass jedes domestizierte Tier leidet, wenn es in einen Zirkus eingesperrt und zu unnatürlichem Verhalten gezwungen wird oder zu Aktivitäten, die nicht artgerecht sind.“

Es liegt daher in der Logik der Sache: Sollte das Gutachten zum Schluss kommen, dass alle domestizierten Tiere leiden, so wird kein Tier vom neuen Gesetz ausgenommen. Zirkusse in Katalonien – und in der Folge hoffentlich auch in möglichst vielen weiteren Regionen und Ländern – werden dann ganz tierfrei.

In diesem Sinne wird das Gutachten einen historischen Präzedenzfall schaffen. „Nirgends in der Welt existiert bis heute eine entsprechende Studie“, bestätigt Leonardo An-



Solche Bilder gehören in Katalonien nun der Vergangenheit an.

selmi, Sprecher der Kampagne CLAC und Direktor Südeuropa und Lateinamerika der Fondation Franz Weber: „Als Tierrechtsaktivisten in Katalonien sind wir uns bewusst, dass wir in der weltweiten Kampagne für Tierrechte hier zurzeit eine Schlüsselrolle einnehmen.“ Denn Katalonien schafft Präzedenzfälle. Kommt ein von Experten durchgeführtes wissenschaftliches Gutachten zum Schluss, dass alle Tiere in Zirkussen leiden, dann wird dieses Gutachten zum Verbindungsstück. Es bereitet den Weg von unlogischen, unfairen Verboten, die nur Wildtiere von Zirkuseinsätzen befreien, hin zu gerechteren Verboten, die sämtliche Tiere einschließen. Die Natur unterscheidet nicht zwischen leidensfähigen und nicht leidensfähigen Tieren; ebenso wenig dürfte das Gesetz dies tun. Denn alle Tiere sind leidensfähig.

Zirkuswelt „enttäuscht“

Es überrascht wenig, dass die Zirkusbranche insgesamt ne-

gativ auf den Gesetzeserlass reagiert. Die Zustimmung der katalanischen Beobachtungsstelle für das Tierwohl lässt den Zirkussen keine Möglichkeit zur Beschwerde gegen das Zirkustier-Verbot. Deshalb hat die Zirkusbranche die Teilnahme an einem runden Tisch mit Akademikern, Rechtsexperten, Wissenschaftlern und Tierschützern zur Untersuchung der Leiden der Tiere, die gegenwärtig in Zirkussen mitgeführt werden, abgelehnt. Gerade dadurch anerkennen sie aber indirekt, dass daraus nichts anderes als ein Totalverbot für den Einsatz von Tieren im Zirkus resultieren kann.

„Historischer Entscheid“

Die internationale Presse hingegen bezeichnet den Entscheid als „historisch“. Die Erstellung eines Gutachtens wird die notwendige – aber in ihrer Widersprüchlichkeit unlösbare – Debatte beenden. Die Studie wird aufzeigen, dass auch Hunde, Katzen und Pferde leiden, wenn sie als

Clowns und Requisiten zur Unterhaltung missbraucht werden, selbst wenn ein Grossteil der Zirkusbesucher dies bislang nicht wahrgenommen hat. Hunderte Medien weltweit haben die Nachricht vom katalanischen Zirkustier-Verbot in zustimmendem Ton verbreitet und erneut die Vorbild-Rolle Kata-

loniens in der Tierschutzpolitik unterstrichen.

Verschiedene Länder, in denen Wildtiere in Zirkussen bereits verboten sind, haben den Entscheid begrüsst. Und etliche haben sogar bereits signalisiert, dass sie ihre Verbote ausweiten werden, sobald Resultate des Gutachtens hierzu als Basis vorliegen. ■



Jedes Tier leidet, wenn es in einem Zirkus eingesperrt und zu unnatürlichem Verhalten gezwungen wird.



Die Fondation Franz Weber weltweit aktiv für ein Ende des Stierkampfs

Wir sind die Generation des Wandels

Greifbare Fortschritte an vielen Fronten. So lässt sich der Kampf der Fondation Franz Weber gegen den Stierkampf aktuell zusammenfassen. Die Erfolge stehen symbolisch für den grundlegenden Wertewandel unserer Gesellschaft.

■ Leonardo Anselmi

Stierkampf – dieser grausame Brauch ist auf dem Rückzug. Denn immer mehr Menschen begreifen: Öffentliches Foltern von Tieren zur Unterhaltung des Publikums passt nicht ins Europa des 21. Jahrhunderts oder sonst wo auf der Welt.

Das ist erfreulich. Und überfällig. Mittendrin, von der Öffentlichkeit oft weitgehend unbemerkt, steht die Fondation Franz Weber (FFW). Mit ihrem unermüdlichen internationalen Einsatz an vorderster Front gegen die Corrida versetzt sie der bestiali-

schen „Tradition“ Schlag um Schlag.

Um unsere Kampagne zur weltweiten Abschaffung der Stierkämpfe geht es auch in diesem Beitrag. Die stetigen Fortschritte, welche die FFW dabei in Europa wie in Lateinamerika erzielt, sind auch symptomatisch zu betrachten: für eine neue Zeitrechnung; für ein neues Bewusstsein, das sich unumkehrbar durchsetzt.

Barbarisches Relikt

Obschon die Corrida als barbarisches Relikt einer abge-

laufenen Ära zum Aussterben verurteilt ist, genießt sie in drei Ländern Europas noch immer unbegreiflichen politischen Schutz, der dem Volkswillen widerspricht: In Spanien, Portugal und Südfrankreich profitiert der Stierkampf von einem Ausnahmestatus geltender Tierschutzgesetze. Solange dies so ist, kämpft die FFW unermüdlich weiter. Denn das Ende des Ausnahmestatus wird auch das Ende der Corrida bedeuten.

Zwei Jahre ist es her, dass der UNO-Kinderrechts-Ausschuss Portugal aufforderte, Minderjährige von Stierkampfanlässen auszuschließen und deren Ausstrahlung im Fernsehen einzuschränken. Dieser Erfolg ist allein der Kampagne der FFW „Infancia Sin Violencia“ (Kindheit ohne Gewalt) zu verdan-

ken. Im darauffolgenden Jahr erging dieselbe UNO-Ermahnung an Kolumbien und Mexiko. Unser Erfolg bei der UNO war der Beginn einer gesellschaftlichen Bewegung.

Klares Votum

Vor nur einigen Wochen bewilligte das Europäische Parlament mit grosser Mehrheit einen Antrag, die EU-Subventionen für die Zucht von Kampfstieren zu streichen. Dieser Erfolg lässt sich direkt auf die 2013 gestartete Kampagne der FFW „No more Funds“ (www.nomorefunds.com) zurückführen. Einige Tage später wies die Europäische Kommission den Änderungsantrag aus formalen Gründen zurück. Die EU subventioniert damit – entgegen dem Willen des Parlaments und der Bevölkerung – weiter-

hin die Zucht von Kampfstieren, mit dem einzigen Ziel, diese am Ende einem grauenvollen Tod in den Stierkampfarenen Spaniens, Portugals und Südfrankreichs zuzuführen.

Die Abschaffung dieser Zuschüsse ist also noch nicht gelungen. Doch das klare Votum des Europaparlaments dagegen ist als weiterer historischer Etappensieg gegen die Corrida zu werten. Das Ende der Unterstützungsbeiträge und des Stierkampfs überhaupt ist nur eine Frage der Zeit.

„Brot und Stiere“

Während den Gemeindevahlen Spaniens im März 2015 konnten sich viele unabhängige Kandidaten auf Kosten der alteingesessenen, korrupten Parteien durchsetzen. Diese pflegen oft enge Beziehungen zur Stierkampfindustrie. Zu deren Strategie gehört die Abstumpfung der Gesellschaft, ganz nach dem klassischen Prinzip „Brot und Spiele“. Der spanische Schriftsteller Mechó Jovenallanos bezeichnet dies trefflich als „Brot und Stiere“.

Die Machtverschiebung hat bereits positive Auswirkungen für die Tiere: Spanische Städte wie A Coruña haben Stierkämpfe verboten. Andere wie Madrid, Zaragoza, Valencia und Valladolid haben sämtliche Subventionen und öffentliche Zuwendungen für die Stierkampfindustrie gestrichen. Weiter führten zahlreiche Gemeinden Referenden über die Zukunft des Stierkampfs auf ihrem Gebiet durch. Die Abschaffung der Corrida wird damit in Spanien, Portugal und Frankreich immer greifbarer. Ebenso in Lateinamerika, nach besagten Kinderschutz-Ermahnungen durch die UNO insbesondere in Mexiko und Kolumbi-



Gustavo Petro, Bürgermeister von Bogotá, mit Natalia Parra, Vertreterin der FFW in Kolumbien

en. Der Stierkampf hat keine Zukunft.

Störmanöver

2015 wurde ich in Kolumbien selbst Zeuge, wie die Hauptstadt Bogotá eine Volksbefragung über die Corrida anstrebte. Sollten Stierkämpfe weiterhin verboten bleiben, wie vom amtierenden Bürgermeister beschlossen, oder wieder eingeführt werden? Unabhängigen Umfragen zufolge unterstützten über 90 Prozent der Bürger die Ab-

schaffung der Stierkämpfe. Ebenso stellten sich sämtliche Kandidaten der Bürgermeisterwahl vom 25. Oktober klar hinter die Abschaffung der Stierkämpfe.

Zweifelhafte juristische Manöver der einflussreichen und korrupten Stierkampflobby verhinderten schliesslich die Befragung und damit einen demokratischen Entscheid. Doch bereits die ablehnende Haltung der überwältigenden Bevölkerungsmehrheit und sämtlicher Bürgermeister-

kandidaten gegen die Stierkämpfe bedeuten einen Meilenstein.

Generation im Wandel

In Quito, Hauptstadt des benachbarten Ecuador, nahm der Stadtrat in erster Lesung eine Motion an, die fordert, dass die Abschaffung der Stierkämpfe, welche im Rahmen einer Volksbefragung von 2011 beschlossen wurde, in der Stadt endlich durchgesetzt werde. Eine zweite Lesung steht noch bevor, das Resultat der ersten Lesung stimmt jedoch zuversichtlich. Lange Zeit haben Menschen Kämpfe mit Tieren ausgetragen, haben sie misshandelt, erniedrigt, gefoltert und abgeschlachtet – öffentlich und ganz legal. Doch die oben genannten Beispiele sind Beweis genug, dass sich vieles verändert. Ein Generationenwechsel und Wertewandel ist im Gang. Unumkehrbar. Und die FFW ist das Zugpferd. Wir sind die Generation, die diese sadistischen, rückwärtsgewandten Bräuche beenden kann und wird. Der Weg ist noch lang. Aber wir kommen vorwärts. Immer schneller. ■



Ein Fahnenmeer für die Abschaffung der Stierkämpfe zielt den blauen Himmel in Bogotá.

Müllpferde

Zwischenbilanz einer Erfolgsgeschichte

Die Kampagne der Fondation Franz Weber „Basta de TaS“ für die Müllpferde und ihre Halter wächst rasant: Wir konnten bereits 10 000 Familien in ganz Lateinamerika, davon über 5 000 in Argentinien, und tausenden Pferden helfen.

■ Alejandra García

Keine Müllpferde mehr. Keine ausgezehnten, geschundenen Kreaturen, die schwere Müllkarren durch gefährliche Strassen schleppen, bis sie unter der Last zusammenbrechen. Aber auch keine Menschen mehr, die wie Ausgestossene, am Abgrund der Gesellschaft unter widerlichsten Bedingungen, in legaler Grauzone Kehricht am Strassenrand zur Wiederverwertung sortieren.

Dies ist das Ziel der Kampagne Basta de TaS der Fondation Franz Weber (FFW) für ganz Lateinamerika. Sie ist die Antwort der Zivilgesellschaft auf unwürdige Bedingungen für Mensch und Tier. Denn noch immer leben allein in Argentinien rund 250 000 Familien und über 70 000 Pferde unter sklavenar-

tigen Bedingungen. Kinderarbeit, fehlende Gesundheitsversorgung, bittere Armut und Gewalt sind an der Tagesordnung. Dabei verrichten diese Menschen – in Lateinamerika „Carreros“ genannt – und ihre Tiere eigentlich eine wertvolle und wichtige Arbeit: die Verwertung von Abfall und damit die Schonung von Ressourcen.

Deshalb strebt Basta de TaS seit 2011 folgende Ziele an:

■ **Aufrechterhaltung des Müll-Recycling** als Beitrag für die Umwelt.

■ **Umschulung der Müllsammler** zu Recycling-Fachleuten. Dies verbessert ihre gesellschaftliche Stellung. Sie profitieren von Arbeitsrechten und Anerkennung.



Inti und Quimey genießen die Freiheit auf unserem Gnadenhof in Argentinien.



Auf dem Gnadenhof Equidad leben momentan 30 Pferde, sechs Esel und ein Maultier, die nie mehr zur Arbeit gezwungen werden.

■ **Reglementierung der Sammlung** und Wiederverwertung von Abfällen. Dies ermöglicht staatliche Unterstützung und Eingliederung in den Arbeitsmarkt.

■ **Ersatz der Müllpferde** durch motorisierte Müllsammelwagen. Zum Transport des Sammelguts zu Zentren erhalten die Carreros passende Vehikel als Ersatz für die Zugtiere. Dazu müssen teilweise Gesetze angepasst werden.

■ **Keine Tiere mehr für Mülltransport.** Bis anhin wurden Pferde lediglich als lebende Zugmaschinen betrachtet und nicht als fühlende Lebewesen.

Pferdewürdig leben

Zusätzlich sieht die Kampagne die Schaffung von Gnadenhöfen für die freigestellten Pferde vor. Dort werden sie gepflegt, leben in Halfreiheit in Herden mit ihren Artgenossen zusammen und können sich wieder wie Pferde fühlen und wie Pferde verhalten. Gleichzeitig haben wir auch ein Adoptionsprogramm eingeführt.

Gegenwärtig schliessen wir die Arbeiten in der Stadt Paraná ab. Hier konnten die Müllpferde erfolgreich durch Motorwagen ersetzt werden. Dabei wurden teilweise neue Technologien entwickelt. Um die Transportwagen optimal den regionalen Gegebenheiten und der Arbeit der Müllsammler anzupassen, findet die gesamte Produktion in Argentinien statt. Begleitend hat die Provinzverwaltung Schu-



Fede lebt heute auf dem Gnadenhof Equidad dank der Stadt Río Cuarto, die das Programm von Basta de TaS umgesetzt.

lungen, Alphabetisierung, Aufbau von Absatzkanälen und die Gründung von Genossenschaften gefördert. Dasselbe Ziel verfolgen wir in neun weiteren Provinzen (Tucumán, San Juan, Mendoza, Córdoba, Entre Ríos, Buenos Aires, Chaco, Santa Fe, Santiago del Estero) sowie in sechs weiteren Ländern Lateinamerikas (Kolumbien, Mexiko, Uruguay, Paraguay, Venezuela, Ecuador).

Nationale Agenda

Dank der Kampagne Basta de TaS der FFW figuriert der Einsatz von Arbeitstieren in Argentinien mittlerweile auf der nationalen Agenda: In den letzten zwei Jahren wurden zu deren Umsetzung allein in Argentinien mehr als zehn politische Prozesse angestoßen. In Godoy Cruz (Provinz Mendoza), Avellaneda (Provinz Buenos Aires), Santiago del Estero (Provinz Santiago del Estero) und weiteren Städten setzen Arbeitsgruppen die Forderungen der Kampagne um. Mehr noch: In den letzten Monaten konnten wir in der Provinz San Juan bei der Ausarbeitung und Unterzeichnung des ersten Vertrages zur Umsetzung von Basta de TaS in einer ganzen Provinz die Hauptrolle spielen. In Mendoza wurde im Juli 2015 sogar ein durch Basta de TaS inspiriertes Gesetz in Kraft gesetzt. Allein hier profitieren rund 1 000 Familien und über 2 000 Tiere; sie überwinden Ausschluss und Diskriminierung. Die Provinzen Chaco, Santiago del Estero und Santa Fe folgen dem guten Beispiel. Mittels Zusammenarbeit mit allen Staatsebenen (Bundesstaat, Provinzen, Gemeinden) lassen sich die sozialen Probleme gemeinsam lösen.

Aussagen der ersten Müllsammler, die ihre Pferde durch Motorwagen ersetzen

konnten, sind bewegend. „Heute können unsere Kinder studieren. Nun fühlen wir uns mit euch gleichwertig.“ Noch gibt es zwar die Unterscheidung zwischen „wir“ und „euch“. Doch jetzt können Müllsammler, Zivilgesellschaft und Politik gemeinsam diese Kluft überwinden. Denn Basta de TaS baut auf die Wertschätzung, Kompetenz und Erfahrung der Müllsammler. Sie sind die Hauptakteure des Wandels. Als Recyclingfachleute verleihen sie ihrer Arbeit neuen Wert.

Symbol des Erfolgs

Ein besonderer Erfolg von Basta de TaS ist Equidad. Der Gnadenhof für ehemalige Müllpferde in San Marcos Sierra, Provinz Córdoba in Zentralargentinien, ist ein einzigartiger Ort. Hier pflegt das argentinische Team der FFW liebevoll Dutzende Pferde und lässt sie so leben, wie sie es verdient haben. Gleichzeitig sind auf Equidad Umweltbildung und Tierschutz grossgeschrieben – für die Region und die gesamte Provinz. So hat unser Gnadenhof Vorbildfunktion für andere Provinzen, ja für ganz Argentinien und Lateinamerika.



In einigen Gegenden von Argentinien werden auch Esel zum Ziehen von Karren verwendet. Wir nehmen auch sie auf dem Gnadenhof Equidad auf.



Die Pferde beobachten ungeduldig die wöchentliche Lieferung von Alfalfa. Der Gnadenhof verbraucht jede Woche 100 Ballen Alfalfa und Getreide für die Ernährung der Tiere.

2015 fand auf Equidad das erste Treffen aller Mitglieder der Kampagne Basta de TaS statt. Über 30 Aktive aus ganz Argentinien tragen heute Basta de TaS. Mit professioneller Teamarbeit, Durchhaltevermögen und Respekt gehen sie mit gutem Beispiel voran und setzen die Ziele der Kampagne um. Basta de TaS wächst

rasant: Bereits 10 000 Familien in ganz Lateinamerika, davon über 5 000 in Argentinien, konnten profitieren. So setzen wir weiterhin auf Dialog, Zusammenarbeit und Planung über verschiedene Fachgebiete hinweg. Für Mensch und Tier. Der Moment dafür ist ganz offensichtlich gekommen. ■

Gnadenhof Equidad

Herausforderungen des Wachstums

Immer mehr Pferde stossen zu uns auf dem Gnadenhof Equidad der Fondation Franz Weber. Mittlerweile ist der Gnadenhof in Argentinien ein anerkanntes Zentrum für die Pflege von Pferden. 365 Tage im Jahr kümmert sich unser Team hier um die Pferde im Ruhestand.

Doch nicht nur durch Motorwagen ersetzte Müllpferde kommen zu uns, sondern inzwischen auch andere misshandelte Pferde. Hier arbeitet der Gnadenhof eng mit Polizei, Verwaltung und Justiz zusammen. Einerseits werden Fälle von Quälerei zur Anzeige gebracht, andererseits nehmen wir die misshandelten Pferde auf und heilen ihre physischen und psychischen Wunden.

Viele Freiwillige aus verschiedenen Regionen Argentiniens und anderen Ländern (Chile, Ecuador, Spanien, Frankreich, Schweiz, etc.) unterstützen das Team des Gnadenhofs Equidad bei seiner täglichen Arbeit.

Für das anbrechende Jahr hat sich unser Team wiederum viel vorgenommen. Die Infrastruktur wird weiter ausgebaut, damit wir uns noch besser um die Tiere kümmern können. Wir werden Kurse im Umgang mit Tieren anbieten und neue Behandlungsmethoden für Krankheiten und Verletzungen entwickeln und testen. Mittels Verhaltensforschung wollen wir zudem unser Wissen vertiefen, wie wir den Tieren noch besser helfen können. (ag)



Lassen Sie Ihren Willen in den Tieren und der Natur weiterleben

Ihr Vermächtnis sinnvoll eingesetzt

Die **Fondation Franz Weber (FFW)** setzt sich in der Schweiz und auf der ganzen Welt leidenschaftlich für den Schutz der Tierwelt und Natur ein. Wir sehen es als unsere Pflicht, sie immer wieder aufs Neue zu verteidigen und den Stimmlosen eine Stimme zu verleihen. Um weiterhin unser grosses Engagement erfüllen zu können, werden wir stets auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige – weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte – Organisation sind wir auf Spenden, Schenkungen, Legate und Erbschaften angewiesen.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus den Tieren und der Natur zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen, an die FFW zu denken.

Damit ein Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

- 1. Wer noch **kein Testament** hat und dieses **selbst anfertigt**, kann die FFW mit folgendem Satz – eigenhändig geschrieben – berücksichtigen:

Testament:
Hiermit vermache ich der **Fondation Franz Weber, Schweiz,**
den Betrag von CHF
Ort und Datum Unterschrift

- 2. Wer das **Testament beim Notar anfertigt**, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der FFW ins Testament aufzunehmen.

- 3. Wer bereits ein **Testament erstellt hat**, kann einen **Zusatz von Hand** schreiben:

Zusatz zu meinem Testament:
Ich will, dass nach meinem Tod der **Fondation Franz Weber,**
Schweiz, CHF als Vermächtnis ausbezahlt werden.
Ort und Datum Unterschrift

**Wir unterstützen Sie gerne mit einer persönlichen Beratung.
Bitte rufen Sie uns vertraulich und unverbindlich an:
021 964 24 24**

Steuerbefreiung: Die FFW ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer, sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Ihre Zuwendung an unsere Stiftung kann in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Spendenkonto:
Banque Landolt & Cie
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne, Schweiz
Fondation Franz Weber - «Legs»
IBAN: CH06 0876 8002 3045 0000 2

*Ihr Vermächtnis kann für Tiere und Natur die Rettung bedeuten.
Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Grosszügigkeit.
Vera Weber, Präsidentin*



Tierversuche

Unannehmbarer Entscheid des Zürcher Regierungsrats

Die Fondation Franz Weber ist empört, dass der Zürcher Regierungsrat am 10. Dezember 2015 den Rekurs von drei Mitgliedern der zuständigen Tierversuchskommission gegen die geplanten Primatenversuche abgelehnt hat. Der Entscheid ist völlig unverständlich, hat doch das Bundesgericht ähnliche Versuche bereits im Oktober 2009 abgelehnt mit dem Hinweis auf die besondere Würde der Primaten. Für die FFW ist klar: An diesem wegweisenden Entscheid von 2009 darf nicht gerüttelt werden.

In seinem Urteil von 2009 hielt das Bundesgericht fest, dass die durch die geplanten Experimente verursachten Schmerzen, verbunden mit körperlichen Schäden, Leid und Angst rechtswidrig seien. Das sehen die Forschenden offensichtlich ganz anders und reichten 2014 erneut ein methodisch sehr ähnliches Gesuch beim Veterinäramt des Kantons Zürich ein. Im Gegensatz zum Gesuch von 2009 empfahl die kantonale Tierversuchskommission diesmal, die Bewilligung zu erteilen. Dazu muss man wissen, dass diese Kommission zur Mehrheit aus Tierversuchsbefürwortern besteht. Drei Mitglieder der Kommission aber wollten diese Empfehlung nicht mittragen und rekurrierten beim Zürcher Regierungsrat; vorerst leider ohne Erfolg.

Geplante Versuche an Rhesusaffen – Folter wie in Guantanamo

Die Forschenden planen, den Rhesusaffen Elektroden ins Gehirn zu implantieren. Bei

diesen Operationen gibt es ein erhebliches Operationsrisiko (Narkose, Infektionen, usw.), welches die Affen tragen müssen, ohne davon zu profitieren. Sie haben letztendlich nur die Gefährdung und keinen Gewinn von diesen Experimenten. Anschliessend werden die Rhesusaffen durch Wasserentzug gefügig gemacht und müssen danach stundenlang mit fixiertem Kopf im sogenannten Primatenstuhl ausharren. Und dies alles müssen die Versuchstiere erleiden, weil die Forschenden die vage Hoffnung haben, allfällige Resultate könnten dereinst zur Behandlung von psychischen Erkrankungen beitragen. Dazu hat das Bundesgericht 2009 wortwörtlich geschrieben: "Aufgrund der ganz besonderen Nähe dieser nichtmenschlichen Primaten zum Menschen bereitet der vorliegende Tierversuch, gemessen am erwarteten Kenntnissgewinn, den Versuchstieren unverhältnismässige Schmerzen, Leiden, Schäden, Angst oder Beeinträchtigungen ihres Allgemeinbefindens. Die Vorins-



tanz hat deshalb zu Recht das Interesse der Versuchstiere an der Belastungsfreiheit höher gewichtet als das menschliche Interesse am Versuchsergebnis." Die FFW ist überzeugt, dass auch beim vorliegenden Gesuch für Primatenversuche die möglichen Erkenntnisgewinne in keinem Verhältnis zum Leiden der Tiere stehen. Diese Versuche müssen deshalb unbedingt gestoppt werden.

Wo ist die Glaubwürdigkeit unserer Gesetzgebung?

Seit 2008 ist die Würde des Tieres im Schweizer Tier-

schutzgesetz verankert. Das bedeutet, dass die Tiere, ungeachtet ihrer Stellung in der zoologischen Systematik, eine Würde um ihrer selbst willen besitzen. Die FFW fordert deshalb, dass die rekurrierenden Mitglieder der Tierversuchskommission jetzt nicht aufgeben und das Verfahren an die nächsthöhere Instanz weiterziehen. Es geht um viel – für die betroffenen Rhesusaffen, für die menschliche Selbstachtung und für den Tierschutz ganz allgemein. ■

Schutz des Afrikanischen Elefanten

Die letzte Stunde für den Elefanten wird nicht schlagen

Innert eines einzigen Jahrzehnts, zwischen 1979 und 1989, wurden für den Elfenbeinhandel mehr als die Hälfte der Elefanten Afrikas hingerafft. Schätzte man ihre Population 1979 noch auf 1,3 Millionen, war sie zehn Jahre später auf dem gesamten Kontinent auf etwa 600 000 Tiere kollabiert. Im 19. Jahrhundert hatte Afrika noch nahezu 20 Millionen Elefanten gezählt!

■ Vera Weber

Der dramatische Rückgang des Afrikanischen Elefanten hat verschiedene Ursachen: Bevölkerungsexplosion, Lebensraumverlust durch Landwirtschaft und Siedlung und die damit verbundenen Konflikte zwischen Mensch und Elefant. Dennoch bleibt der Elfenbeinhandel die klare

Hauptbedrohung für das Überleben der Elefanten.

Historische Wende

Aufgeschreckt durch die epidemische Wilderei, schockiert durch Bilder ganzer Elefantenherden, niedergemacht ihrer Stosszähne wegen, waren die Augen der

Weltöffentlichkeit 1989 auf Lausanne gerichtet. Welche Resultate würde die dort stattfindende 7. Konferenz der Vertragsparteien von CITES, dem Abkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten, bringen?

In dieser Krisenstimmung, unter dem Druck zahlreicher Organisationen und nach zwei Wochen hitziger Debatten waren die Vertragsstaaten endlich bereit, den Afrikanischen Elefanten in den Anhang I des Abkommens aufzunehmen und damit den Elfenbeinhandel schlicht und einfach zu verbieten.

Die Fondation Franz Weber (FFW) war an dieser Konfe-

renz an vorderster Front aktiv, bearbeitete die öffentliche Meinung, nahm an den Debatten teil; Franz Weber selber ergriff an den Sitzungen das Wort und überzeugte Unentschlossene mit seiner klaren, mitreissenden Art.

Kalte Dusche

Ich war damals 14 und hatte das grosse Glück, an dieser Konferenz dabei zu sein und den denkwürdigen, historischen, emotionalen Wendepunkt, der für den Fortbestand des Elefanten so entscheidend war, persönlich mitzuerleben. Am Tag der Schlussabstimmung erlebte ich ganz direkt, dass eine hoff-



Elefant im Wald des Nationalparks Fazao-Malfakassa, der seit 1990 von der FFW verwaltet wird

nungslose Situation umkehrbar ist; dass selbst als alles verloren schien, eine radikale Trendwende möglich war. Denn dank diesem Beschluss ist uns der Elefant bis heute erhalten geblieben.

Später kam dann die kalte Dusche für mich. Die Lektion, dass unsere Arbeit für den Schutz der Natur und der Tiere, jeder Erfolg, jeder Fortschritt, praktisch ausnahmslos heftig bekämpft wird von jenen, die nur ein Ziel haben: Profit und Eigeninteresse. Und nur allzu oft schaffen es solche Personen und Kreise mit Millionen im Rücken, die schönsten Fortschritte zu nichte zu machen.

So stehen wir heute erneut vor der erschreckenden Tatsache, dass der Elefant im Sterben liegt.

Verheerende Lockerung

Zwischen 1997 und 2000 wurde das Elfenbein-Handelsverbot gelockert, allen Warnungen vieler Organisationen – einschliesslich der FFW – zum Trotz. Sogenannte „einmalige“ Elfenbein-Verkäufe nach Japan, danach auch nach China, wurden bewilligt – praktisch inexistenten Märkte erwachten zu neuem Leben.

100 000 Elefanten sind allein zwischen 2011 und 2013 niedergemetzelt worden. Jeden Tag sterben in Afrika 96 Elefanten. Die Elefantenpopulation Zentralafrikas ist um 62 Prozent eingebrochen. Zählte man in Tschads Zakouma-Nationalpark, um nur ein Beispiel zu nennen, im Jahr 2004 noch 4800 Elefanten, verbleiben heute gerade noch 450 Tiere.

In einigen Ländern, besonders in der Zentralafrikanischen Republik, im Tschad oder auch in Kamerun, mischen bewaffnete Kommandos in der Wilderei mit, um ih-

re Schatullen für den Terrorismus zu füllen. In Zimbabwe sind im Oktober 2015 mindestens 62 Elefanten an Vergiftung gestorben. Wilderer hatten Orangen und Salzblöcke mit Zyanid versetzt.

400 000 bis 500 000 Elefanten existieren zurzeit noch in Afrika. Wenn es so weitergeht, gibt es in 10 bis 15 Jahren keine wildlebenden Elefanten mehr.

Die Welt erwacht – endlich

Doch nun kommt der Weckruf auf dem ganzen Globus an. Hillary Clinton in den USA, Prinz William in Grossbritannien, Ban Ki-moon von den Vereinten Nationen und selbst Chinas Premier Xi Jinping – sie alle verurteilen diese horrende Welle der Wilderei, angeheizt durch die unersättliche Elfenbeingier aus Fernost. Noch sind die Aktionen aber zu zahlos, die Absichtserklärungen zu lau.

Es gibt nur noch einen einzigen Weg, dieses Blutbad zu beenden: den Elfenbeinhandel ein für alle Mal für illegal erklären. Weltweit. Unumkehrbar. Denn wir haben bereits, den Punkt erreicht, an dem es kein Zurück mehr gibt.

Ein Hoffnungsfunke

Die FFW ist Partner der „Koalition für den Afrikanischen Elefanten“ seit ihrer Schaffung im Jahre 2008. Die Koalition vertritt 26 afrikanische Mitgliedstaaten der CITES. Unterstützt durch die FFW, trafen sich ihre Mitglieder im November 2015 in Cotonou, Benin, um die brennenden Fragen des Elefantenschutzes zu diskutieren. Angesichts der grassierenden Wilderei und der akuten Gefahr, die sie für diese ikonische Tierart bedeutet, hat die Koalition eine noch nie dagewesene Erklärung verabschiedet: Die Forderung nämlich, dass die

CITES sämtliche Populationen des Afrikanischen Elefanten erneut in den Anhang I hochstufte und daraus resultierend ein totales, internationales Handelsverbot für Elfenbein ausspricht.

Die 25 an der Tagung anwesenden Staaten erkannten ausnahmslos, dass die Stunde gekommen war, dem Elfenbeinhandel eine wuchtige Absage zu erteilen, um die Elefanten vor dem Aussterben zu bewahren.

Versprechen

Im September/Oktober 2016 findet in Johannesburg, Südafrika, die nächste CITES-Vertragsstaaten-Konferenz statt. Bis zu diesem Datum

liegt noch ein steiniger Weg der Überzeugungsarbeit vor uns. Denn all jene, die Profit und Eigeninteressen in den Vordergrund stellen, werden das Elfenbein-Handelsverbot vehement bekämpfen.

Zwar kann ich nicht versprechen, dass wir gewinnen werden. Und ich kann nicht versprechen, dass es keine Rückschläge geben wird, selbst nachdem wir gewinnen. Eines aber kann ich versprechen: dass wir unseren Kampf fortsetzen und ihn durchziehen werden bis zum glücklichen Ende.

Die Stunde der Elefantenmörder wird schlagen. Und der Elefant wird sie überleben.

Auszug aus der Erklärung von Cotonou

Wir, die Mitgliedstaaten der Koalition für den Afrikanischen Elefanten, Vertreter von 22 Staaten aus West, Zentral- und Ostafrika, sowie drei Beobachterstaaten, anlässlich der 6. Versammlung der Koalition für den Afrikanischen Elefanten in Cotonou, Benin, vom 2. Bis 4. November 2015.

Sind zutiefst besorgt über die Krise, der gegenwärtig die Afrikanischen Elefanten ausgesetzt sind auf Grund der Zunahme der Wilderei und des Elfenbeinhandels und alarmiert über den Rückgang der Populationen des Afrikanischen Elefanten sowie den damit hergehenden Verlust von Menschenleben.

In Anerkennung, dass die Zunahme der Nachfrage nach Elfenbein für die Wilderei verantwortlich ist.

Rufen in Erinnerung, dass die Elefantenpopulationen sich erholen konnten, nachdem sie 1989 zum ersten Mal in Anhang I von CITES aufgeführt wurden, der den internationalen Handel mit Elfenbein verbietet.

Sind überzeugt, dass die separate

Aufführung der Populationen des Afrikanischen Elefanten in den Anhängen I und II von CITES, der einen beschränkten Handel mit Elfenbein zulässt, verhängnisvolle Auswirkungen auf sämtliche Populationen des Afrikanischen Elefanten in seinem gesamten Verbreitungsgebiet hat.

[...]

Durch diese Erklärung vereinbaren wir Folgendes:

1. Wir bekräftigen unseren Einsatz zur gegenseitigen Unterstützung um den Afrikanischen Elefanten zu bewahren und sein langfristiges Überleben in seinem gesamten Verbreitungsgebiet zu gewährleisten.
2. Wir schlagen den Eintrag sämtlicher Populationen des Afrikanischen Elefanten in den Anhang I von CITES vor, unterstützen diesen Vorschlag und fordern andere Parteien und Nichtregierungsorganisationen zur Unterstützung dieses Vorschlag auf. [...]

Den ganzen Text der Erklärung finden sie auf www.ffw.ch

Australien

Wo das Wildpferd nach Wasser gräbt

Franz Weber Territory – Wenn die Vorböten der Regenzeit ausbleiben, müssen die Wildpferde auf Bonrook Station nach Wasser graben. Doch nach langer Dürre ist der Regen endlich da.

■ Sam Forwood

Wie alle freilebenden Tiere und Pflanzen unterstehen auch die australischen Wildpferde (Brumbies) der unerbittlichen Herrschaft der Jahreszeiten. Hier auf dem unabherrschbaren Weideland von Bonrook Station in der subtropischen Savannah des australischen Nordens kann es geschehen, dass eine blosse Laune der Natur sie leben – oder sterben lässt. Während der Monsunzeit, zwischen Oktober und Mai, und wenn im September erste Regengüsse die dürstende Erde wieder netzen, sind die Brumbies in ihrem Element. Futter bietet sich an im Überfluss, Teiche und Tümpel (Billabongs) sind voll, Flüsse und Wasserläufe strömen, winzige Quellchen springen fast unter jedem Schritt.

Zu diesen Zeiten sind die Pferde über das ganze Franz Weber Territory verstreut. Sie strotzen vor Gesundheit, und die im Vorjahr geborenen Fohlen an der Seite ihrer Müt-

ter überschäumen vor Lebensfreude. Testosteronbeerauscht halten die Alphahengste schnaubend und tänzelnd Ordnung in ihren Harems. Was für ein Anblick, wenn die Pferde im flachen Galopp durch den Busch feigen, die Herde durch die Leitstute mit flinker Sicherheit im Dickicht geführt. Oder wenn sie in gespannter Neugier stillstehen, als reglose Einheit im schützenden Schattenwurf der grossen Eukalyptusbäume. Mit glänzendem Fell und stets tanzenden Augen, stets wachsam, horchend, stets auf dem Sprung zur Flucht. Ein Bild des Lebens in seiner ganzen ungezähmten Majestät.

Vorböten

Zum Ende des knochentrockenen August versiegen die Quellen. Wasserlöcher verschwinden. Das Futter wird karg. Die immer längeren Gänge zwischen Weidegründen und Wasserstellen zehren an den Brumbies. Um die ver-

bleibenden Billabongs führen die Hengste Krieg. Tretend und beissend bekämpfen sie sich bis zur Erschöpfung, ja bis auf den Tod, um ihre Harems intakt zu bewahren. Sind die Wettergötter gnädig gestimmt, senden sie früh erste Gewitter. Einen einzigen Zoll Regen nur braucht es, und schon füllen sich Wasserlöcher und Flussbetten wieder, neues Grün spriest. Meist sind wir mit solch lebensspendenden Vorböten der Regenzeit gesegnet.

Das endlose Warten

Selten aber geschieht es, dass die frühen Regenfälle ausbleiben. Die Billabongs verkommen zu Schlammflöchern. An den verbleibenden Tränken bricht Chaos aus. In den 19 Jahren, seit ich Manager bin auf dem Franz Weber Territory, habe ich nie eine derart lange Trockenzeit erlebt wie dieses Jahr.

Nun setzt der Überlebensinstinkt ein; das Wildpferd wird zum Wassergräber. Im trockenen Sand bei Teebäumen oder Coolibah-Eukalyptus scharren sie. Normalerweise werden sie unter steilen Böschungen von Flussknien fündig, denn sie wissen instinktiv, wo das Wasser liegt und wie es heraufzuholen ist.

Es sind nicht die Hengste, die auf die Knie gehen und fast bis zum Umfallen Sand scharren mit einem Huf. Die Stute gräbt. Sie trägt die Verantwortung für den Nachwuchs, ob neben ihr stehend oder noch in ihrem Mutterschoss. Alles hängt von ihr ab. Sie kennt nichts anderes. In diese über einen halben Meter tiefen Löcher sickert schliesslich Was-



Solche Löcher graben die Brumbies während der Trockenzeit im Sand, um an Wasser zu kommen.

ser. Pferd um Pferd geht auf die Knie, um seine Tagesration aus der Essteller-grossen Pfütze zu trinken. Es ist ein Kampf um das nackte Überleben von Tag zu Tag. Als Menschen fühlen wir uns überwältigt, demütigt, und klein vor der Grösse dieses Schauspiels. Draussen auf den dürrer Savannen von Bonrook gräbt das Wildpferd nach Wasser, und wir beten.

Endlich!

Gegen Ende Oktober wurde die Dürre alarmierend. Vom benachbarten Mangofarmer lieh ich acht 1 000-Liter-Tanks und fuhr so mit dem stationseigenen Lastwagen zweimal am Tag Wasser zu ausgetrockneten Tränken. Brumbies umkreisten den Truck mit etwas Abstand. Sie konnten das Wasser schon aus der Ferne riechen.

Dann endlich das grosse Aufatmen. Am 29. Oktober segnete uns ein erstes Gewitter mit 25 Millimeter Regen und in der darauffolgenden Woche fielen weitere 57 Millimeter. Darauf stellte ich die Wassertransporte ein. Das Wasser fliesst wieder auf Bonrook. Und die Brumbies sind wohl- auf. ■



«Es liegt etwas in der Luft!» Brumbies können Wasser schon von Weitem riechen.

Die Leser haben das Wort

Zum Beitrag Alika Lindbergh - Euthanasie

Der Unterschied zwischen Tier und Mensch

Sehr geehrte Frau Lindbergh, Sie haben eine sehr berührende Geschichte über die Liebe zwischen Mensch und Tier geschrieben, ich danke Ihnen ganz herzlich. Dass man den schwer leidenden Tieren im Endstadium „den sanften Tod“ barmherzig gewährt und man dasselbe bei Menschen nicht gleich setzt, scheint ihnen ungerecht zu sein. Vielleicht sollten wir uns den Unterschied zwischen Mensch und Tier bewusst machen.

Den Unterschied zwischen Mensch und Tier können wir gut erkennen, wenn wir mit dem Herzen denken. Wir alle sind Schöpfungswesen mit verschiedenen Aufgaben. Tiere sind immer unschuldig, das wissen wir, doch der Mensch hat für all sein Tun und Lassen – das wäre seine Würde im Leben – eine Verantwortung. Wenn wir also das Lebenslicht eines Menschen auslöschen aus lauter Mitleid, so stellt sich schon die Frage, warum der wunderbare Schöpfer aller Wesen, der barmherzige, uns liebende Gott, dieses Lebenslicht/Seele noch nicht in die Ewigkeit geholt hat? Oder glauben Menschen wirklich, dass es ihre Aufgabe ist, ein Lebenslicht, das sie nicht vermochten anzuzünden, einfach auszulöschen?

Ruth Kuhn, 8404 Wintertthur

Tierwesen und menschliche Individualität

Liebe Frau Lindbergh, In eindrücklicher Weise beschreiben Sie Ihr Leben und Ihre innige Verbundenheit mit Ihren Tieren, Ihre Glück- und

Schmerz- und Todes-Erlebnisse. Doch – ich gehöre zu jenen Menschen, deren Überzeugung Sie verurteilen (dass Ihnen von dieser Seite so unwürdige Äusserungen begegnen, ist sehr bedauerlich) – besteht zwischen dem Tierwesen und der menschlichen Individualität, die durch Tode und Geburten geht – und damit auch Tod oder Tötung – ein grundsätzlicher Unterschied. Das ist nicht Verdienst, sondern Verpflichtung den Tieren gegenüber, sie zu respektieren, zu beschützen, sie um Verzeihung zu bitten für vieles, was wir ihnen antun, und ihnen zu danken für das, was sie uns schenken und für uns tun und sind.

Rosemarie Oetli, 3005 Bern

Liebe zu den Tieren

Beim Lesen Ihres Journals 113 (Juli/August/September 2015) bin ich einmal mehr beeindruckt von der lebendigen und tätigen Liebe zu den Tieren, die aus allen Ihren Artikeln spricht. Es ist kostbar zu wissen, dass es Menschen gibt, die den Tieren und der Natur einen immensen Respekt entgegenbringen. Im Besonderen hat mich der Beitrag „Wenn der Engel des Todes zum Engel der Gnade wird“ tief beeindruckt. Ich möchte auf Ihr Journal nicht mehr verzichten und unterstütze Sie mit Überzeugung in Ihrer Arbeit und in Ihrer Sorge um unsere Tierwelt und Natur. Es kommt in Ihrer Zeitung deutlich zum Ausdruck, dass Sie Ihre Mitmenschen wirklich zu sensibilisieren vermögen. Ich wünsche Ihnen für die Zukunft jeden Erfolg und jeden nötigen Mut. In Dankbarkeit

*Waltraud Jaouich,
8262 Ramsen*

Wer fragt nach dem Schicksal der Tiere?

Die erste und einzige Stimme, die in dem ganzen Medienrummel um die Flüchtlingsproblematik auch mal nach dem Schicksal der Tiere fragt, die in jenen Ländern zurückgelassen und ihrem Schicksal überlassen werden, sowohl nach dem der hiesigen Nutztiere, die jetzt doppelt belastet werden, findet man im Journal Franz Weber. Dies zeigt mir erneut, wie wertvoll Ihre Zeitschrift ist.

Doris Weber, 61348 Bad Homburg, Deutschland

Klipp und klar

Mit einiger Enttäuschung entnehme ich den Medien, dass Ihre Organisationen einmal mehr für Atomenergie und fossile Energien werben, indem gegen ein weiteres CH-Windenergieprojekt Einsprache erhoben wird. Ich engagiere mich seit langen Jahren für Suffizienz und Energieeffizienz und setze dies auch konkret um. Um den ökologischen Fussabdruck im erforderlichen Ausmass zu vermindern, ist es zwingend erforderlich, den Energiemix der Energieversorgung deutlich zu verändern, auf eine Vielzahl von Quellen abzustellen und diese dezentral und nachhaltig zu nutzen. Dazu gehört auch in der Schweiz zwingend die Windenergie. Ich erwarte, dass sich Ihre Organisationen klipp und klar für den Atomausstieg und den Ausstieg aus den fossilen Energien aussprechen, und dass endlich von Ihrer Seite her eine proaktive CH-Wind-Strategie, parallel zu Solar- und Wasserkraftstrategien, formuliert wird. Es kann nicht sein, dass zukunftsgerichtete Projekte über Jahre blockiert werden.

Toni W. Püntener, 8055 Zürich

Zum Abschied von Fritz Kreis

Ein ganz aussergewöhnlicher Mensch

Da ich im Oktober in der Schweiz arbeitete, konnte ich erst nach der Rückreise nach Budapest die Franz-Weber-Zeitung lesen, die mir treue Giessbachgäste seit vielen Jahren nach Hause senden.

Darin vom Tod von Herrn Kreis lesen zu müssen, hat mich tief erschüttert. Herr Kreis hat mich 1992(!) als Pianist engagiert und dieses Engagement bis zu seinem Weggang vom Grandhotel Jahr für Jahr erneuert. Er war ein Chef kritisch und loyal und wusste genau, was er erwartete und verlangte, und hat honoriert, wenn er das bekam. Er war ein aussergewöhnlicher Mensch. Als Herr Kreis und ich uns vor ganz wenigen Jahren einmal ganz überraschend auf der Personalterrasse begegnet sind, und obwohl so viele Jahre schon vergangen waren seit dem Weggang von Herrn Kreis, hat er mich sofort mit meinem Namen angesprochen! Ich war tief berührt von dieser Begegnung und von seiner grossen Freundlichkeit! Ich selber kann und werde Herrn Kreis nie vergessen, er gehört so sehr zu meiner Biografie. Meine jahrzehntelangen Engagements im Grandhotel Giessbach (ja, ich denke sehr gern zurück) haben ihren Anfang mit Herrn Direktor Kreis genommen, ich verdanke ihm unendlich viel. Ein ganz aussergewöhnlicher Mensch hat diese Welt verlassen.

Mit stillem Gruss,

Richard Horvath, Pianist

Vegan die Welt retten

Anfang Dezember 2015 haben sich die führenden Staatsoberhäupter der Welt zur Klimakonferenz in Paris getroffen. Sie diskutierten die aktuelle Klimakrise und suchten nach Lösungen, die kritische Erderwärmung unter dem Stand von 2°C zu halten. Was in den Debatten wieder einmal zu kurz kam – jedoch erwiesenermassen die Erde enorm aufheizt – ist die masslose Nutztierhaltung. Wer wirklich etwas Greifbares gegen die Klimaerwärmung tun will, wer das immense Tierleid minimieren und den Welthunger beenden will, sollte möglichst auf tierische Produkte verzichten und eine vegane Lebensweise anstreben.

■ Viktoria Kirchhoff

800 Millionen Menschen hungern. 40 000 Kinder verhungern – täglich! Dies nicht, weil nicht genug zu essen für alle da wäre, sondern weil weltweit 50 Prozent (in den USA sind es sogar 70 Prozent!) der Getreideernte und 90 Prozent der Sojaernte direkt den Masttieren verfüttert werden, nur um unsere unstillbare Gier nach Fleisch und Milchprodukten zu befriedigen. Soja wird in Europa kaum angebaut, sie muss importiert werden. Allein Deutschland importiert pro Jahr 4.6 Millionen Tonnen Sojamehl aus

Südamerika für die Tiermast. Kostbarer Regenwald muss abgeholzt werden, um unsere wahnsinnige Nachfrage zu decken. Jede Minute wird eine Fläche der Grösse von 36 Fussballfeldern gerodet. In den letzten 50 Jahren sind bereits rund 17 Prozent des Amazonaswaldes zerstört worden, vor allem für die Viehzucht. Eine der Folgen: Pro Jahr sterben 10'000 Tierarten aus.

Es gäbe keinen Hunger

Alle Kühe weltweit vertilgen an nur einem einzigen Tag 65

Millionen Tonnen Futter und 170 Millionen Tonnen Wasser. Was für eine kriminelle Ressourcenverschwendung!

Denn gleichzeitig haben weltweit 1.1 Milliarden Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Würde dieses Getreide und diese Soja direkt von Menschen konsumiert, könnten alle Menschen dieser Erde ernährt werden – es gäbe keinen Hunger mehr.

Zur Produktion eines einzigen Kilos Rindfleisch werden 15 000 Liter, für ein 1 Kilo Eier 3 300 Liter, und für einen Liter Milch 1 000 Liter Wasser verbraucht. Hingegen reichen lediglich 250 Liter für die Produktion eines Kilos Kartoffeln. Wer vegan lebt, kann pro Jahr 5 Millionen Liter Wasser sparen. Anders ausgedrückt: Ein Veganer könnte 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr seine Dusche laufen lassen und würde immer noch weniger Wasser verbrauchen, als jemand, der tierische Produkte konsumiert.

Eigentlich ist es ganz einfach: Je weniger tierische Produkte wir konsumieren, desto mehr Menschen können ernährt werden.

Klimakiller Fleischproduktion

Nach Berechnungen der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) ist die industrielle Tierhaltung für 18 Prozent der Treibhausgasemissionen verantwortlich. Sie produziert mehr Klimagas als alle Autos, Lastwagen, Busse, Züge, Schiffe und Flugzeuge zusammen – weltweit! Alle Kühe der Welt produzieren jeden Tag 115 Millionen

Tonnen Methangas. Methan ist als Treibhausgas um ein Vielfaches stärker als CO₂. Somit steht fest: Die Nutztierhaltung heizt das Klima enorm auf. Wetterextreme wie Dürren, Orkane, Eisschmelze, Bodenerosionen, Wüstenbildung und Überschwemmungen schreiten dramatisch voran. Die Massentierhaltung der USA erzeugt 13-mal mehr Abwasser als die gesamte menschliche Bevölkerung. Diese ungeheuren Mengen an Exkrementen übersäuern unsere Böden und verschmutzen unsere Gewässer. Durch zu viel Nitrat und Stickstoff im Boden (Überdüngung) sterben die Wälder. Weiter erstrecken sich bereits heute in vielen Flüssen und Küstengewässern „tote“ Zonen, in denen Fische nicht mehr leben können und Korallenriffe absterben. Zusätzlich gelangen Rückstände der den Tieren verabreichten Hormone und Antibiotika in unseren Trinkwasserkreislauf.

60 Milliarden Tiere pro Jahr

Seit 1960 hat sich die Bevölkerung verdoppelt, der Fleischkonsum jedoch vervierfacht. Weltweit werden jährlich 60 Milliarden Tiere geschlachtet, um auf den Tellern der fleisshessenden Konsumgesellschaft zu landen. In der Schweiz sind es jährlich über 55 Millionen. Da diese Riesemenge noch nicht ausreicht, um den Fleischhunger zu befriedigen, wird zusätzlich ein Viertel aus dem Ausland importiert. Denn im Durchschnitt isst jeder Schweizer im Jahr satte 53 Kilogramm Fleisch.



Ein Dasein der Qual und Verzweiflung, egal ob für die Fleisch- oder Milchindustrie



Alle Kühe der Welt produzieren jeden Tag 115 Millionen Tonnen Methangas.

Die Nutztiere werden meist auf engstem Raum zusammengepfercht in Gross- oder Mastbetrieben gehalten, da es sonst nicht kosteneffizient ist. Ihre Nahrung ist gemischt mit Antibiotika, Pestiziden und Hormonen, welche sich im Fleisch und in den Milchprodukten wiederfinden. Diese können schwerwiegende Folgen für unsere Gesundheit haben. Stundenlange, tagelange Transporte zu Schlachthöfen, ohne Wasser und oft in extremer Hitze oder Kälte, verursachen zusätzlichen Horror für die Tiere und weiteres unvorstellbares Leid.

Gebrandmarkt, enthornt, gemästet, geschlachtet

Schweine werden als fünfmonatige Babys – gemästet bis zu 110 Kilogramm – geschlachtet. Der Mutterkuh wird das Kalb direkt nach der Geburt entrissen; die Milch „brauchen“ die Menschen. In den meisten Ländern werden Kälber auf brutalste Weise ohne Narkose kastriert, gebrandmarkt und enthornt. Legehennen darben in winzigen „Batteriekäfigen“ oder in riesigen, komplett überfüllten Hallen („Bodenhaltung“). Ferkeln wird das Ringelschwänzchen

kupiert und die Hoden herausgeschnitten – dies alles ohne Narkose. Den weiblichen Küken stutzen die Züchter kurzerhand den Schnabel mit einer heißen Klinge. Die männlichen schreddern oder vergasen sie direkt nach dem Schlüpfen (auch Bio-Küken!) – sie sind wertlos, da sie nicht viel Fleisch ansetzen und keine Eier legen. In Europa wer-



Milchkühe – blosse Maschinen in einer monströsen Industrie

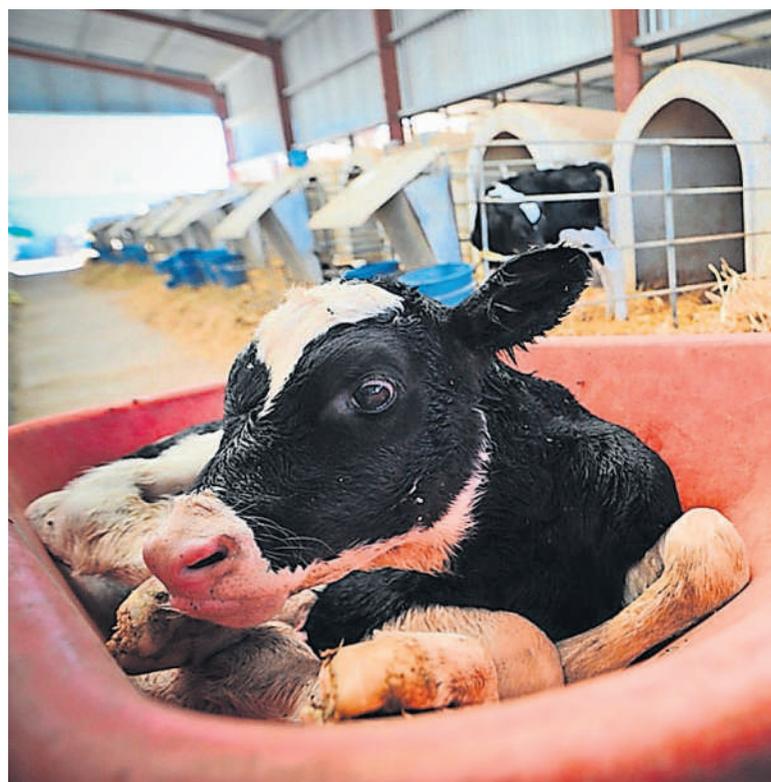
den jährlich 330 Millionen sogenannte Eintagsküken auf diese abartige Weise getötet.

Tiere sind fühlende Wesen
Tiere empfinden Angst und Schmerz. Ob aus konventioneller oder biologischer Haltung, getötet werden sie alle. Sie wie leblose Ware zu behandeln, sie zu quälen und zu töten, nur um die eigene Lust zu

befriedigen, lässt sich mit keiner Ethik vereinbaren. So hat jeder einzelne von uns die Möglichkeit, mindestens 14 Tiere pro Jahr zu verschonen, wenn er sich für eine fleischlose Ernährung entscheidet. Begreifen wir all diese schockierenden Fakten und die fatalen Zusammenhänge, stellt sich unweigerlich die Frage: Wieso wird die vegane Lebensweise nicht als logischste Lösung zur Klimakrise gefördert? Warum werden keine Anreize gesetzt, um weniger Fleisch zu produzieren und zu konsumieren? Damit kämen wir dem Ziel „unter 2°C“ doch klar näher – und es wäre ein gewaltiger Beitrag gegen das schreckliche Tierleid.

Die Macht liegt bei jedem Einzelnen. Wir können jeden Tag von neuem entscheiden, ob wir diesen kolossalen, verbrecherischen Irrsinn weiter machen, oder ob wir etwas zum Klima- und Umweltschutz beitragen und Tierleid minimieren wollen.

Es gibt genug für alle, sogar in einer Welt mit 10 Milliarden Menschen. Doch um jedermanns Gier zu stillen – auch in einer Welt von nur 2 Milliarden Menschen – gibt es nicht genug.



Ein Plastik-Container statt weiches Heu und Mutterliebe für das Neugeborene

Die Bienen sterben durch die Schuld der Menschen

■ Alika Lindbergh

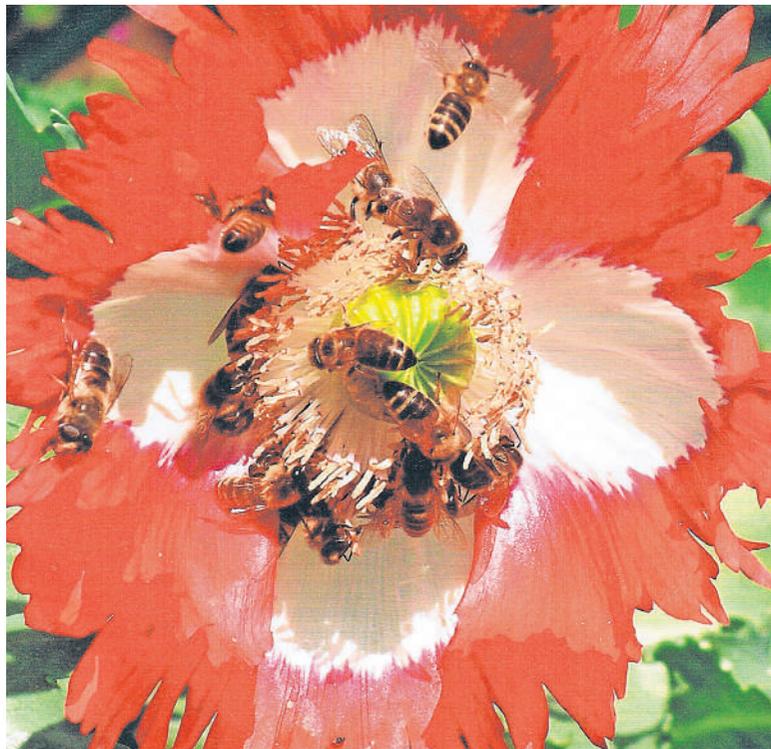
Es war vor langer Zeit, an einem strahlenden Tag im Mai, als die Blüten der ersten Schwertlilien ihre volle Pracht entfalteten. Ich war zehn Jahre alt und ging über eine grosse, mit Wildblumen bestandene Wiese. Überall um mich herum flatterten Schmetterlinge, und ich empfand ein be rauschendes, unbestimmtes Glücksgefühl, geboren aus der Ergriffenheit im Angesicht der Schönheit, und aus Entzücken...

Mein ganzes Leben lang sollte, wann immer ich die vielgestaltige Herrlichkeit der Natur betrachtete, mein Herz weit werden, sollte ich diese den Tränen nahe Freude empfinden, diese Gemeinschaft mit allen sichtbaren oder verborgenen Erscheinungen des Lebens, die mich umgaben wie ein Mantel immanenter Liebe.

Es war der 9. Mai 1940.

Im Morgengrauen des nächsten Tages sollten die deutschen Panzer hier einfallen – genau in den wallonischen Ardennen, wo ich mich befand, und das unvergessene Knirschen und Kreischen ihrer Ketten würde das Jubilieren der Vögel in den Sträuchern und Baumgruppen, den Gesang der Quellen und das Schwirren der Flügel übertönen...

Meine Kindheit sollte im Heulen der Stukas, der Explosion gesprengter Brücken, in Bombenangriffen, Ruinen und Blut zu Ende gehen.



Das Summen der Bienen ist unauslöschlicher Bestandteil meiner Erinnerung an den ländlichen Frieden. Bild zvg

Doch noch einige Stunden lang sollte ich (natürlich nicht ahnend, dass der Krieg, der mein Land verwüsten würde, nun unmittelbar bevorstand) die Kornblumen bewundern, dem Gezwitscher der Meisen zuhören und mich von einem leisen, warmen, anhaltenden und allgegenwärtigen Geräusch einlullen lassen: dem Summen der Bienen.

Bienen – domestiziert und wild – tausende, abertausende Bienen, deren unzählbare kleine Flügel landauf, landab vibrierten. Das Summen der Bienen ist ein ebenso unauslöschlicher Bestandteil meiner Erinnerung an den ländlichen Frieden wie das sanfte, leise, erhabene, stimmungs-

volle Murmeln des „Frieden auf Erden“.

Mit dem Rücken zur Wand

Wie wir wissen, war der Zweite Weltkrieg mit all seinen Gräueln vier Jahre später endlich zu Ende.

Ach, wenn auch indirekt, aber unabwendbar, setzte dieser Krieg den Prozess der Zerstörung einer ganz bestimmten, einfachen und verhältnismässig weisen Lebensart in Gang. Mit ihm begann der Abbau zahlreicher von den Menschen in zwanzig Jahrhunderten der Zivilisation geschaffener moralischer Strukturen. Er öffnete der dämonischen Macht des Geldes und dem technologischen Irrsinn Tür

und Tor – sowie jenem verantwortungslosen „Fortschritt“, der uns in eine selbstzerstörerische Sackgasse manövriert hat, in der wir nun mit dem Rücken zur Wand stehen.

Für die unberührte Natur, für unseren Planeten hat die Hölle niemals wieder ihre Pforten geschlossen – im Gegenteil: Ihr Reich hat sich vergrössert. Die Plünderung und die Vergiftung des Gartens Eden, der uns geschenkt – und anvertraut – wurde, sind ungebremst vorangeschritten. Wir wurden nicht aus dem irdischen Paradies vertrieben: Wir selbst haben seine Zerstörung betrieben.

Die Stimme der lebenden Natur verstummt

Fünfundsechzig Jahre sind seit jenem Mai vergangen, als ich zehn Jahre alt war. Ich stehe in meinem Garten in Nordfrankreich, einer verletzlichen kleinen Insel der Wildnis, der Szenerie aus meiner Kindheit sehr ähnlich. Mit gleich gebliebenem Entzücken höre ich wie damals dem Flöten der Amseln und dem Gesang der Nachtigallen zu und betrachte immer noch hingerissen das Tagpfauenauge, das seine Flügel öffnet und schliesst, während es den Nektar der purpurnen Blüten eines Fliederbusches sammelt.

Nichts hat sich geändert? Oh, doch: tatsächlich hat sich alles geändert. Die Hintergrundgeräusche, die hier zu hören sind, haben, obgleich sie durch die Entfernung ge-

dämpft werden, nichts Paradiesisches an sich: Es ist der chaotische Lärm menschlicher Geschäftigkeit – Geräusche von Motoren und Maschinen, das Getöse von Flugzeugen und Autobahnen...

Das ist es, was an die Stelle des Summens des „Frieden auf Erden“ getreten ist. Wie die Vögel, deren Populationen so sehr geschrumpft sind, dass viele von ihnen ausgestorben sind; wie die Schmetterlinge, so sind auch die summenden Bienen und all die anderen Honigsammlerinnen selten geworden: 26 Prozent der Hummelarten sind vom Aussterben bedroht... Und die vielgestaltige Stimme der lebenden Natur wird schwächer, bis sie kaum noch zu vernehmen ist.

Schutzkampagnen für die „guten“ Bienen

In den Medien wird zurzeit viel von den Gefahren für die Bienen berichtet, wobei sich die meisten Menschen vor allem einprägen, dass die „guten“ Bienen bedroht sind. „Die Guten“ im Sinne der manichäischen menschlichen Einteilung, das heißt, sie sind „gut“, weil sie uns nützlich sind, weil sie den von uns geliebten Honig liefern, sowie Gelée Royale, Pollen und den unvergleichlichen Naturwachs.

Doch obwohl sie tatsächlich seit Beginn der achtziger Jahre von allen erdenklichen Plagen heimgesucht wird, ist die westliche Honigbiene, anders als die zahlreichen Arten von Wildbienen und anderen bestäubenden Insekten, deren Schwund desaströs ist, nicht – oder noch nicht – vom Aussterben bedroht (darüber wachen die Imker). Und wenn sie, im Gegensatz zu den unzähligen Tierarten, deren Aussterben im Laufe der vergangenen Jahrhunderte festgestellt wurde (wobei sich der



Das Aussterben der Hummeln rief bislang nur die Naturschützer auf den Plan.

Bild zvg

Prozess in den letzten fünfzig Jahren beschleunigt hat), noch nicht in der allgemeinen öffentlichen Gleichgültigkeit untergegangen ist, so verdankt sie dies allein der Tatsache, dass sie uns zu einem hochgeschätzten Konsumgut verhilft. Es geht um einen Markt, der verschwinden könnte, um eine Leckerei, auf die wir keinesfalls verzichten wollen.

Nützliche Modeerscheinung

Machen wir uns nichts vor: Dem plötzlichen Medieninteresse am Erhalt eines kleinen, Nektar sammelnden und bestäubenden Insekts liegt weniger das Erwachen eines ökologischen Bewusstseins zugrunde als vielmehr ein ungleich eigennützigeres Interesse. Denn das allmähliche Aussterben der prächtigen Hummeln rief bislang nur die Naturschützer auf den Plan – jene Menschen, die sich in gleichem Masse für das Überleben aller Tierarten einsetzen! Und die sind nicht mit all den normalen Menschen vergleichbar, die den „apis mellifera“ (den „guten“ Bienen) verzeihen, wenn sie manchmal ihren Stachel gebrauchen, die

aber beinahe mechanisch die „bösen“ Wespen und „nutzlosen“ Hummeln erschlagen, sobald sich ihnen die Gelegenheit bietet.

Über das Aussterben der Bienen zu sprechen, ist in Mode gekommen, und wie bei allen Modeerscheinungen ist zu befürchten, dass sie so kurzlebig ist wie ein Strohfeuer... Doch bis dahin ermöglicht dieses Problem – das sich neben tausend anderen Gefahren für die Natur stellt – bestimmten Menschen guten Willens, der gleichgültigen Masse vor Augen zu führen, wie dringend wir unser Verhalten als Feind

Nummer 1 des Lebens auf Erden korrigieren müssen. Es ist daher zu begrüßen, dass dieses Thema verstärkt in der Presse behandelt wird.

Wie lange noch?

Tatsächlich begann die Tragödie bereits vor über dreissig Jahren, nämlich Anfang der achtziger Jahre. Vor mindestens zwanzig Jahren registrierten die Imker mit Schrecken den dramatischen Zusammenbruch ihrer Bienenvölker. Unter enormem, nach jedem Winter neu zu leistendem Arbeitsaufwand ersetzten sie, ohne je den Mut zu verlieren, 30 Prozent der jährlichen Verluste, indem sie auf die überlebenden Völker zurückgriffen. Ihr noch bis vor Kurzem unbemerkt gebliebener Kampf hat bisher die Katastrophe verhindert – zumindest für die westlichen Honigbienen. Doch... wie lange noch?

Wenden wir uns einen Augenblick den Imkern zu, diesen sehr untypischen Tierzüchtern.

Der altmodische Charme der Imkerei

Ich habe in meinem Leben manche Imker kennengelernt und beobachtet und dabei



Blumen für Bienen

Bild zvg

festgestellt, dass sie, insbesondere in ländlichen Gebieten, zahlreiche, eher selten anzutreffende Gemeinsamkeiten aufwiesen. So zeichnen sich von ihnen durch ein echtes ökologisches Bewusstsein und ein ausgeprägtes Misstrauen dem „Fortschritt“ gegenüber aus, der uns so sehr den einfachen Werten entfremdet hat. Das hängt, wie mir scheint, mit der Wahl ihrer Tätigkeit zusammen, die vor allem eine Leidenschaft und eine Lebensphilosophie ist, in der die Sehnsucht nach einer Zeit zum Ausdruck kommt, als die bäuerliche Arbeit noch nicht der Industrialisierung sowie einer den Bedingungen in einem Konzentrationslager gleichenden Tierhaltung und ausschliesslich auf Rentabilität ausgerichteten (und der Qualität abträglichen) Techniken unterworfen war. Die Imkerei hat sich einen altmodischen Charme bewahrt, der uns an unsere Vergangenheit als Sammler erinnert und an die Menschen, die, wie es die letzten Amazonas-Indianer noch heute tun, der Natur für jedes ihrer Geschenke dankten: für eine Frucht, einen Fisch, klares Wasser, Honig... Ein Dank an Mutter Erde!...

Die siebenköpfige Zerstörung

Als Anhänger des Bio-Anbaus besitzen beinahe alle Imker einen Garten, in dem – wie sich von selbst versteht – keine Insektizide und chemischen Düngemittel eingesetzt werden. Wie ich schon sagte: Imker sind „etwas Besonderes“.

Doch seit zwei oder drei Jahrzehnten sind diese friedfertigen Nachkommen des grossen (des echten!) Hippie-Traums und ihre geliebten Bienen mit dem Schlimmsten konfrontiert, was unsere kranke Menschheit hervorgebracht hat: dem Klimawandel, allen Formen der Umweltverschmutzung, der weltweiten Vermischung von Waren und Populationen, die zum ausgedehnten Befall mit Viren und Bakterien, Pilzen und invasiven Tier- und Pflanzenarten geführt haben. Und – was wahrscheinlich schlimmer als alles andere ist – mit dem gedankenlosen Sprühen immer „leistungsfähigerer“... UND DAMIT IMMER ZERSTÖRERISCHERER Pestizide.

Wodurch also sterben die Bienen?

Durch eine aus Südostasien eingeschleppte Milbe: die



Varroa-Milbe (*Varroa destructor*) auf Biene Bild zvg

VARROA, die wie ein winziger Vampir in die Bienenstöcke eindringt und die Hämolymphe der Larven und Nymphen bis zu ihrer vollständigen Entleerung aussaugt.

Durch einen ebenfalls winzigen Käfer, den KLEINEN BEUTENKÄFER, der durch die Aussendung olfaktorischer Signale, die den Signalen der Bienen ähneln, die Bienenstöcke infiltrieren und, gleich der Miniaturausgabe eines Attila, auf seinem Feldzug keine Überlebenden zurücklässt...

Durch einen Pilz, den NOSEMA, der das Verdauungssystem der Bienen zerstört.

Durch die VESPA VELUTINA, die – wahrscheinlich zusammen mit exotischen Früchten – ebenfalls aus Asien eingeschleppt wurde und sich besonders gut in Europa akklimatisiert hat. Sie frisst nicht nur Bienen, sondern auch zahlreiche andere Bestäuber.

Die Hauptursache der Katastrophe

Spricht man vom Bienensterben, so wird die Schuld immer gerne bei den oben aufgeführten invasiven Arten gesucht, denn da diese an einem Ort der Welt auftauchen, an dem ihre Beute keinerlei Verteidigungsstrategien gegen sie entwickelt hat, vermehren sie sich stark. Doch wären sie nicht vergleichsweise harmlos, wenn man versuchen

würde, die Hauptursache der Katastrophe zu beseitigen oder zumindest zu reduzieren, die allein der sträflichen Verantwortungslosigkeit des Menschen zuzuschreiben ist, nämlich die Insektizide?

Die NEONICOTINOIDE, in der Landwirtschaft eingesetzte Insektizide mit den Handelsnamen Cruiser, Regent, Gaucho, usw., stehen im Visier der Imker, die sich nicht täuschen lassen und die Schuld vor allem diesen Produkten zuweisen. Wie sonst liesse sich erklären, dass die auf den Dachterrassen der Städte aufgestellten Bienenstöcke vom Sterben ihrer Völker verschont bleiben, anders als die Stöcke auf dem Land, wo die Felder selbstverständlich mit den Insektiziden der neuen Generation, insbesondere den Neonicotinoiden, behandelt werden?

Warum die Behörden zögern

Die Bienen, die den Nektar und den Pollen der mit diesen hochgiftigen Substanzen besprengten Pflanzen aufnehmen, werden regelrecht betrunken. Völlig orientierungslos finden sie ihren Weg nicht mehr und sterben. Zudem machen diese Substanzen die Bestäuber offensichtlich abhängig: Die Insekten, die sie aufgenommen haben, zeigen anschliessend eine deutliche Vorliebe für den Nektar der mit derartigen Chemikalien besprühten Pflanzen – und bezahlen dafür natürlich mit ihrem Leben.

Die auf den Sonnenblumen-, Baumwoll-, Mais-, Raps- und anderen Feldern eingesetzten Neonicotinoide stehen leider bei den Landwirten, oder zumindest ihrer überwiegenden Mehrheit, hoch im Kurs. Dies erklärt, weshalb die Behörden zögern und davor zurückschrecken, endgültig die er-



Das Versprühen von Giften ist für die Bienen tödlich.

Bild zvg

forderlichen Massnahmen zu ergreifen: Das uneingeschränkte Verbot dieser Produkte, die eine Gefahr für die Biodiversität darstellen. Wahltaktische und demagogische Erwägungen erfordern es, die „Wutbauern“ nicht zu sehr zu verärgern – schon gar nicht für ein so unpopuläres Anliegen wie das Überleben von Tierchen, die nicht einmal wählen!

Wen kümmert das Leben der Bauern?

Bauern – Landwirte ebenso wie Viehzüchter – sind in der Tat äusserst mutige Menschen, die viel und hart arbeiten. Diese Männer und Frauen üben wenige oder gar kei-



Pestizid-Einsätze sind buchstäblich mörderisch. Bild zvg

ne Freizeitaktivitäten aus, da ihre Arbeit rigorosen Zwängen unterliegt. Die Notwendigkeit, sich einer Vielzahl unvorhersehbarer und schrecklicher Ereignisse zu stellen – Stürmen, Hagel, Trockenheit von dramatischem Ausmass, Überschwemmungen, spätem Frost, ... löst bei vielen Bauern und ihren Frauen Depressionen aus. Wer weiss das schon? Und wen kümmert es? Sie erhalten nicht einmal die Anerkennung, die sie verdienen, und sterben oft verbittert und am Rande der Armut.

Unvereinbare Auffassungen

Ich, die ich sie beinahe mein gesamtes Leben lang beobachtet habe, da sie meine Nachbarn waren, achte sie aus tiefstem Herzen, so wie man anständige Menschen achtet. Doch wie man leider zugeben muss, gelangt man, wenn man sich dem Schutz der Tiere und der Wildnis widmet, früher oder später zu der Einsicht, dass unsere Konzeption der Welt mit der der Landwirte und Viehzüchter unvereinbar ist. Und diese Unvereinbarkeit, die darin begründet liegt, dass ein Grossteil der Menschheit sich für Ackerbau und Viehzucht entschieden hat, um ihr Überleben zu sichern, ist historisch – ja, prähistorisch. Denn es ist ebenfalls eine historische Tatsache, dass nicht die jagenden und sammelnden Völker für die Vernichtung – oder vielmehr die Ausrottung – der Arten verantwortlich sind, sondern jene Völker, die Ackerbau und Viehzucht betrieben, die die Wildnis erschlossen und niederbrannten, die störenden Tiere und Pflanzen ausmerzten, um an deren Stelle ihre Herden und Pflanzenkulturen anzusiedeln.

Für den Bauern ist die Natur ein Gegner, der beherrscht, der entweder unterworfen oder zerstört werden muss. Was nicht zur Ernährung oder zum Nutzen des Menschen angebaut oder gezüchtet wird, ist unnütz oder gar schädlich. Es ist daher nicht erstaunlich, dass die Bewohner des ländlichen Raums so oft gegen die „Ökolo“ ins Feld ziehen; sie bei jeder Gelegenheit verspotten. Wie soll man ihnen begreiflich machen, dass die Pestizide, die ihnen für kurze Zeit das Leben erleichtern, langfristig ihre eigenen Lebensbedingungen zerstören werden?



In der Imkerei liegt vielleicht noch eine Hoffnung.

Bild: Alex Wanner

Hauptverantwortlich weil verantwortungslos

Will man die wirkliche Bedrohung, der die Bienen und die anderen Bestäuber ausgesetzt sind, in ihrer bedrückenden Komplexität zusammenfassen, so ergibt dies, dass der Mensch der Hauptverantwortliche ist, da er ... verantwortungslos ist!

Natürlich muss uns bewusst sein, dass das Bienensterben Teil der gross angelegten Ermordung der Natur ist, des kolossalen Mahlstroms einer sechsten Vernichtung der Tierarten. Und wie die Wissenschaftler heute mit Schrecken feststellen, vollzieht sich diese sechste Vernichtung durch das schändliche Verbrechen von uns, den Menschen, die wir uns wie wahnsinnige Räuber gebärdet haben und weiter gebärden.

Wir von der Fondation Franz Weber dringen darauf, der Vergiftung der Bestäuber ein Ende zu setzen, weil wir alles lieben, was Teil des Wunders des Lebens ist, Teil der Schönheit der Welt, der genialen, magischen, vollkommenen Struktur der Natur, unserer Mutter...

Zudem hängt das Schicksal der überwältigenden Mehr-

heit der Pflanzen von den Bestäubern ab. Vergessen wir nicht, dass die Pflanzen, zusammen mit den Pilzen, als Erste die Erde besiedelten und so die Entwicklung des tierischen (unseres) Lebens ermöglichten. Gäbe es keine Pflanzen mehr auf der Erde, wäre es um uns geschehen.

Von der Eiche bis zum Gänseblümchen

„Was den Tieren widerfährt, widerfährt bald darauf den Menschen: alles ist miteinander verbunden“, sagten die Sioux des 19. Jahrhunderts. Und was den Bienen widerfährt, wird unweigerlich früher oder später auch uns widerfahren.

Auch wenn die Menschheit als Ganzes es nicht anders gewollt hat, verdienen nicht alle dieses Schicksal: Es gibt viele Menschen guten Willens, die in der Masse der brutalen Menschheit untergehen. Vor allem aber sollten die anderen, die nichtmenschlichen Lebewesen, von der Eiche bis zum Gänseblümchen, vom Wal-fisch bis zur Meeresschnecke, nicht mit ihrem Leben für unsere törichte, unsere himmelschreiende Verantwortungslosigkeit bezahlen müssen. ■

Beispiel Grenchenberg

Windturbinen-Turbos zerstören Landschaft und Artenvielfalt

800 gigantische Windturbinen in der windarmen Schweiz! Die geplanten Windkraftanlagen in der Schweiz sind an Sinnlosigkeit kaum zu überbieten. Diese Verschandelung schreit nach dem „Kampf gegen Windmühlen“.

■ Elias Meier *

Keine weitere Zersiedelung und Zerstörung der Landschaft. So lautete das Begehren der Zweitwohnungsinitiative der Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra. Das Ziel war, die Berglandschaften und Naturräume in der Schweiz zu erhalten. Die umsichtig und beharrlich geführte Kampagne konnte 2012 die

Bevölkerungsmehrheit gewinnen und einen entsprechenden Schutzartikel erwirken.

Vergleichbar wurde im Kanton Solothurn bereits 1942 – längst vor dem Inkrafttreten erster Raumplanungsgesetze – die Juraschutzzone eingerichtet. Diese verfolgt ein vergleichbares Ziel: den unge-

schmälersten Schutz der Naturräume auf den Jurahöhen. Ein striktes Bauverbot sorgt bis heute dafür, dass die gesellschaftlich und ökologisch wertvollen Natur- und Erholungsräume bestehen bleiben.

800 Turbinen

Dieser Schutz der Landschaft wird nun wiederholt von Investoren angegriffen. Das Bundesamt für Energie plant, über 800 Windkraftturbinen in unserer Landschaft subventionieren zu lassen. Dies mit dem Ziel, dadurch 1-2 Prozent des schweizerischen Energiebedarfs zu decken. Diese Strategie verkennt aber, dass die kleine Schweiz nicht nur von Industrie und Technologie lebt, sondern auch von ihrer einzigartigen Landschaft.

Der Wert unserer Naturgebiete ist nicht nur ein wichtiger Gesundheitsfaktor für die lärmbelastete Bevölkerung im Sinne der Erholung, sondern auch ein Magnet für Touristen, welche die Schweiz als Land mit einzigartigen Naturschönheiten bereisen wollen.

160 Meter hoch

Das aktuelle Projekt auf dem Grenchenberg ist ein Beispiel der geplanten Belastung von Naturraum für Tier und Mensch. Auf dem 1 405 Meter hohen Grenchenberg, auf der ersten Jurakette und mitten in der Juraschutzzone, sind sechs 160 Meter hohe Windkraftanlagen geplant.

Investoren und Planer sprechen von hervorragenden

Windverhältnissen. Tatsächlich ist der Jura auf der Windkarte der Schweiz mit mehr Wind ausgewiesen als das Mittelland. Denn je höher man steigt, umso zügiger bläst es. Dennoch sind die Windverhältnisse auf dem Grenchenberg, wie auch an praktisch allen restlichen geplanten Standorten so schwach, dass Rotordurchmesser von über 120 Meter nötig sein werden, um auch bei niedrigen Windstärken noch ausreichend Strom zu erzeugen. Die Unverhältnismässigkeit der Schweizer Windräder zeigt sich markant auch im Aufwand für Transport, Montage und Rückbau.

Enorme Eingriffe

Für den Transport der Rotorblätter auf den 1 405 Meter hohen Grenchenberg müssen Wald und Flur gerodet, Zufahrtsstrassen in den Fels gesprengt und grosse Flächen für den Bau aufgerissen werden. Damit die Rotorblätter der Windkraftturbinen montiert werden können, sind schwere Baumaschinen nötig. Diese müssen in die noch unberührte und geschützte Natur einfahren und sich platzieren. Dazu kommen Ausbau und Verstärkung von Zufahrtsstrassen, was wiederum zusätzliche massive Eingriffe in ökologisch heikle Lebensräume bedeutet.

Dann muss der Strom in die Ballungsgebiete gelangen. Das macht weitere Rodungen und damit im Bild des Jura-fusses eine weithin sichtbare



Die fantastische, unverbaute Kulisse des Grenchenbergs mit der Wandfluh

Waldschneise nötig, um die Stromleitung zu legen. Dies hat nicht nur zur Folge, dass sich Flora und Fauna auf und am Grenchenberg über Jahre hinweg erholen müssen: Grabarbeiten und Befestigungen der Fundamente verursachen zudem gewaltige Erdverschiebungen, die das Landschaftsbild langfristig verändern. Und neben dem zerstörten Landschaftsbild der ersten Jurakette entstehen nicht kal-

kulierbare geologische Risiken, die dem Betrachter beim Blick auf das Felssturzbereich der Wandfluh bewusst werden.

Risiken und Nebenwirkungen

Die sechs gewaltigen, je über 1500 Tonnen schweren Fundamente, welche die Riesenkräfte der Rotoren aufnehmen, müssen zusätzlich im heiklen Grundwassergebiet verankert werden. Diese Verankerungen brechen die geologischen Schichten des Jurakalkes auf. Jurakalk ist wasserlöslich und in Schichten gelagert, wasserleitende und undurchlässige Mergel- und Kalkschichten wechseln sich ab. Zahlreiche Höhlen führen Trinkwasser und sind durch oberirdische Dolinen und Einsturztrichter verbunden. Bereits beim Bau des Grenchenbergtunnels brach vor rund 100 Jahren die Trinkwasserversorgung Grenchena zusammen. Über 300 Liter Wasser strömten pro Sekunde aus dem Tunnel, was durch den Gewichtsverlust im Berg

mehrere Erdbeben zur Folge hatte.

Beim Bau der Kraftwerke auf dem Grenchenberg würde nicht nur gebohrt und geschaufelt; über 10000 Tonnen Beton wollen die Turbinen-Turbos in den empfindlichen Jurafelsen giessen, damit die riesigen Windkraftanlagen den Rotorkräften standhalten können. Dies gefährdet nachhaltig unsere wichtigste Ressource: Wasser.

„Gegen Windmühlen kämpfen“

Alle diese Faktoren gefährden wiederholt unsere schützenswerte Landschaft in einem Mass, das in keinem Verhältnis steht zum Gewinn an erneuerbarer Energie. Es stellt sich akut die Frage, ob sich nicht andere erneuerbare Energieformen, wie die Sonnenenergie, weit schonungsvoller und erfolgreicher fördern lassen. Entscheidend bleibt auch die konsequente Reduktion unseres Energieverbrauchs.

Die Windkraft-Manie vernichtet in der ohnehin schon ex-

trem dicht besiedelten und belasteten Schweiz eine Naturfläche in der Grössenordnung des Kantons Solothurn. Das Projekt auf dem Grenchenberg ist lediglich der Anfang einer Offensive von Investoren, die von den Bundessubventionen profitieren wollen, ohne den Schutz der Erholungsräume und Naturzonen gebührend zu berücksichtigen.

De facto werden die Juraschutzzone und die Erhaltung der Berglandschaften mit diesen gigantischen Bauvorhaben ausser Kraft gesetzt. Umso mehr ist die Bevölkerung ganz konkret aufgerufen, weiter für den Erhalt unserer Naturräume und Erholungsgebiete einzustehen. Lasst uns „gegen Windmühlen kämpfen“ – aber mit Erfolg! ■

** Elias Meier (19 Jahre alt), Präsident des Vereins ProGrenchen, überzeugter Kämpfer für den Schutz unserer unverbauten Lebensräume für Mensch und Natur sowie für den nachhaltigen Einsatz unserer Ressourcen.*

Meinung

Leserkommentar zum Thema Windturbinen

Die Zerstörung abwenden!

Ohnmächtig muss man zusehen, wie hierzulande die Zerstörung von Landschaft und Natur durch Windturbinen vorangetrieben wird – mit zu erwartenden Millionen getöteter Tiere. In Schottland ist man dagegen bemüht, Windturbinen von empfindlichen Gebieten fernzuhalten und sie stattdessen in Landschaften mit Industrie- und Hafenanlagen zu konzentrieren. In den schottischen Highlands habe ich auf einer Rundfahrt keine Windturbinen gesehen. Und Grossbritanniens Premier David Cameron streicht ab 2016 die Subventionen für Windturbinen.

In Schweizer Gemeinden und Kantonen fallen derzeit Entscheide, gekauft durch Aussicht auf langfristige, hohe Subventionen. Das Zerstörungswerk mit ganzen Gruppen von weithin sichtbaren riesigen Windturbinen (2500 sind geplant!), ist abzuwenden! Möge das Parlament noch einsichtig werden. Wenn nicht, bleiben nur noch Referenden und die Ablehnung der Energiestrategie.

Alfred Mühlemann,
Oberwil BL



Nah der Ostflanke der Wandfluh, wenige Meter neben dem Standort WEA 3, wohnt ein Wanderfalken-Paar. Der Vogel ist in der Schweiz sehr selten geworden und schützenswert.

Zersiedelungsinitiative

Natur bewahren bedeutet Bauzonen einfrieren

Einstöckige Einkaufszentren und Parkplatz-Wüsten auf bestem Kulturland. Grosse Bauzonen für kleine Häuser. Die Zersiedelung der Schweiz schreitet weiter rasant voran. Dagegen muss die Bevölkerung Druck machen – mittels der Zersiedelungsinitiative.

■ Cyrill Bolliger

Fahrt durchs Mittelland. Vorbei an Dörfern, Städten, Wäldern, Feldern, Strassen, Einkaufszentren, Industrie- und Gewerbehallen, Bauernhöfen, Wohnhäusern. Gebäude und Verkehr prägen die Landschaft, die vorbeizieht. Wir sind im solothurnischen Kyburg, voraus das Alpenpanorama, das Limpachtal und eine grüne Wiese, gespickt mit Bauprofilen. Auf dem heute noch landwirtschaftlich genutzten Feld werden bald Einfamilienhäuser stehen.

Die Schweizerreise führt weiter ins aargauische Zofingen. Ein Vergleich der Landkarten von 1960 und 2010 verrät uns: Die besiedelte Fläche in Zofingen hat sich während der letzten 50 Jahre etwa verdoppelt. Ein Vergleich der Einwohner-

zahlen aber zeigt, dass die Bevölkerung von Zofingen im gleichen Zeitraum um kaum 20 Prozent wuchs.

Zersiedelung zerstört

Doch eigentlich ist es zweitrangig, ob es um Zofingen, Kyburg, Wünnewil oder Altnau geht. Sie alle stehen exemplarisch für eine generelle Entwicklung in der Schweiz: die Zersiedelung. Aber erst vor Ort wird die Tragweite der Folgen ersichtlich. Es liegt auf der Hand, dass verbaute Böden nicht mehr urbar sind. Es ist logisch, dass auch der motorisierte Individualverkehr mit jedem „Häuschen im Grünen“ zunimmt, ebenso der damit verbundene Energieverbrauch und somit der Ausstoss von Treibhausgas. Die

überfahrenen Frösche auf der Zufahrtsstrasse illustrieren die Folgen für die Artenvielfalt.

Zersiedelung zerstört Landschaft und Natur. Sie ist Ursache für eine ganze Kette von Umweltproblemen. Soweit nichts Neues. Warum aber geht es immer so weiter? Schon in den 1950er Jahren beklagte Max Frisch die planlose „Verdörfelung“ der Schweiz. Und was bereits in den 1980ern bekannt war, gilt auch heute noch: Jede Sekunde wird in unserem Land ein Quadratmeter Boden verbaut. Ist der Landfrass denn nicht aufzuhalten?

Dorf in der Stadt

Auf Druck der Landschaftsinitiative wurde das Raumplanungsgesetz revidiert. Ein wichtiger Schritt. Doch am grundsätzlichen Mechanismus der Einzonung nach Bedarf ändert es nichts. Wo liegt der Anreiz für effizienteres Bauen, wenn die Bauzonen immer wieder vergrössert

werden können, sobald sie aufgebraucht sind? Genau hier setzt die von den Jungen Grünen initiierte Zersiedelungsinitiative an. Die Initiative will die Gesamtsumme der Bauzonen schweizweit einfrieren; denn die Initianten sind überzeugt: Nur wenn die Bauzonen knapp werden, gibt es einen Anreiz für eine Siedlungsentwicklung nach innen. Nur mit knappen Bauzonen werden auch die Aldis und Lidl's nicht mehr einstöckig gebaut und mit überdimensionierten Parkplätzen umpflastert.

Die Initiative der Jungen Grünen will aber nicht nur das Problem der Zersiedelung angehen, sondern auch Wohnraum für eine wachsende Bevölkerung schaffen. In der grössten Stadt der Schweiz, Zürich, sind gleich mehrere sogenannte nachhaltige Quartiere am Entstehen oder bereits gebaut. Prominentestes Beispiel ist die Siedlung Kalkbreite. Über einem Tramdepot wurde Wohnraum für



Lutry: Die Bauwut frisst sich unaufhaltsam in die Weinberge des Lavaux.



Greppen: Natur und Landschaft werden Stück für Stück zugebaut.



Alle: Ungebremstes Siedlungswachstum

250 Menschen sowie Gewerberaum für 200 Arbeitsplätze geschaffen. Die funktionale Durchmischung, kombiniert mit effizienter Bauweise und vielfältiger Wohnungsstruktur, ist der Schlüssel zu attraktivem Wohnen im urbanen Raum. So werden kurze Arbeitswege ermöglicht, Orte der Begegnung geschaffen und Leben ins Quartier gebracht. Massgebend für die Lebensqualität sind der grosse Innenhof, die Einkaufsmöglichkeit in Gehdistanz, das lokale Leben, die Nachbarschaft. Wie ein Dorf mitten in der Stadt.

Ausreichende Dichte

Projekte wie die Kalkbreite stehen für zeitgemässes Wohnen ohne Landverschleiss. Sie erlauben maximale Wohnqualität mit minimierter Umweltbelastung. Dazu tragen auch die besseren Erschliessungsmöglichkeiten des öffentlichen Verkehrs bei. Denn nur bei ausreichender Einwohnerdichte lohnt sich ein engmaschiger, hochfrequenter ÖV. Diesen wiederum braucht es, um das Auto zu ersetzen.

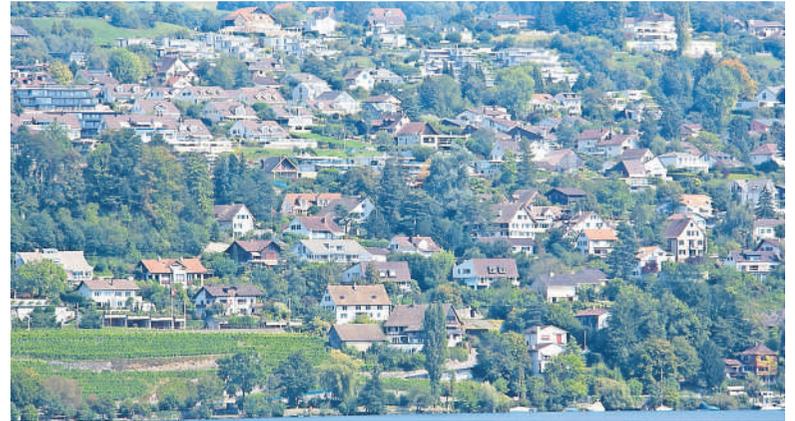
Nicht alle können sich vorstellen, so zu wohnen. Das muss auch nicht sein. Die Zersiedelungsinitiative fordert lediglich, dass es endlich einfacher wird, so zu bauen. Heute wird der Bau von nachhaltigen

Quartieren durch monofunktionale Zonen, tiefe Nutzungsziffern, Parkplatzpflicht etc. oft erschwert oder sogar verhindert.

Verdichtung nach innen

Wenn wir die Natur schützen wollen, müssen wir die Bauzonen einfrieren. Die bestehenden Baulandreserven sollen aber genügend Raum bieten für eine wachsende Bevölkerung, und zwar am richtigen Ort. Auch dafür sorgt die Initiative: In den bestehenden Reserven soll es keine Zonen mehr geben, die nur ein- oder zweistöckige Bauten zulassen. Ein Mehrfamilienhaus oder gar ein nachhaltiges Quartier hat (fast) überall eine Daseinsberechtigung. Zudem soll es weiterhin möglich sein, Bauland einzuzonen, jedoch nur, wenn eine andere Gemeinde dafür überschüssiges Bauland auszont. Ein System, das übergangsmässig bereits gilt, allerdings nur bis der Bund die Richtpläne der Kantone genehmigt hat.

Werden die vorhandenen Baulandreserven clever genutzt, sowie die inneren Reserven mobilisiert, können selbst zehn oder sogar elf Millionen Menschen in der Schweiz leben. Ohne neues Land zu verbauen und ohne jeden Quadratmeter zu verdichten. Dies zeigen die Berechnungen des Initiativkomitees. Zu ähnlichen



Küsnacht: Seeufer und Landwirtschaft werden durch Einfamilienhäuser verbaut.

Ergebnissen kommen auch Fachleute der Immobilien-Beratungsfirma Wüest und Partner.

Druck der Bevölkerung

Basel-Landschaft ist der Kanton des Bausparens. Jede dreizehnte Baubewilligung betrifft hier Gebäude ausserhalb der Bauzone. Bei den Neubauten wird sogar jedes Dritte ausserhalb der Bauzonen bewilligt. Zu einem grossen Teil geht es hierbei um landwirtschaftliche Wohn- und Ökonomiebauten, aber nicht nur. Auch Projekte für nicht-landwirtschaftliches Wohnen und Gewerbe wurden bewilligt. Diese Bauten liegen meist fernab öffentlicher Infrastruktur. Für fast alles wird das Auto benötigt. Zudem beeinträchtigen die Bauten ausserhalb der Bauzonen das Landschaftsbild besonders.

Auch dieser Unsitte will die Zersiedelungsinitiative einen Riegel schieben. Ausserhalb der Bauzonen soll nur noch gebaut werden, was nötig ist. Dazu gehören Bauten für die bodenabhängige Landwirtschaft, sowie standortgebundene Bauten wie etwa ein Wasserreservoir.

Wenn uns etwas am Erhalt der Schweizer Landschaft und der Natur liegt und wir trotzdem nicht auf ausreichend attraktiven Wohnraum verzichten wollen, müssen wir dem eidgenössischen Parlament den Weg aufzeigen. Denn dieses handelt nur auf Druck der Bevölkerung – wie bei der Zweitwohnungsinitiative der Fondation Franz Weber. Helfen Sie mit! Die Zersiedelungsinitiative können Sie herunterladen und unterzeichnen unter www.zersiedelungstoppen.ch. ■



Männedorf: Bald ist das ganze Ufer des Zürichsees zugebaut.

Blockschuttwald Bütschi

Giganten aus einer anderen Zeit

Bisher sind alle Versuche gescheitert, den Blockschuttwald Bütschi zu schützen. Nun besteht erneut die Chance, diesen einzigartigen Standort im Berner Oberland zu bewahren. Dafür setzt sich die Fondation Franz Weber ein.

■ Brigit Wyss

Noch ist nichts passiert. Noch ist der märchenhafte Blockschuttwald Bütschi unberührt. Nur wenige Naturliebende durchstreifen heute auf kaum vorhandenen Pfaden staunend die imposante Landschaft. Das könnte sich aber schon bald ändern. Rot leuchtende Markierungen auf den teilweise riesigen Felsblöcken sind die unheilswangeren Vorboten des geplanten Steinbruchs im Blockschuttwald Bütschi, oberhalb der Gemeinde Kandergrund im Berner Oberland.

Entstanden ist dieser einzigartige Blockschuttwald durch Eis- und Felsablagerungen nach dem Fisi-Bergsturz vor mehr als 10000 Jahren. Nach dem Abschmelzen der Eismassen bildete sich hier eine ur-

tümliche Landschaft mit ganz eigenem Charakter. Dazu gehört auch der nahe gelegene Blausee, heute ein mystischer Naturpark mit grosser Anziehungskraft. Aber nicht nur die Landschaft mit den gigantischen Felsbrocken hat nicht ihresgleichen. In dem schwer zugänglichen Gebiet entwickelte sich über die Jahrhunderte hinweg eine ökologische Vielfalt, die es in dieser Form in der Schweiz kaum noch gibt.

Widerstand regt sich

Kein Wunder also, dass sich der lokale Widerstand gegen die geplante Plünderung des Blockschuttwaldes Bütschi zu wehren beginnt und die Fondation Franz Weber (FFW) um Unterstützung angefragt

hat. Und in so einem Fall hilft die FFW ohne Wenn und Aber. Gemeinsam mit anderen Organisationen setzt sie sich dafür ein, dass der Blockschuttwald Bütschi endlich unter Schutz gestellt wird.

Vergebliche Schutzversuche

Bereits 1994 hatte der Kanton Bern der Gemeinde Kandergrund geraten, auf einen Steinbruch an diesem Standort zu verzichten. Im Zusammenhang mit der damaligen Revision des Richtplans Kandertal wollte der Kanton damit verhindern, dass der ökologisch äusserst wertvolle Blockschuttwald mit seinen zahlreichen Kleinbiotopen durch eine neue Zufahrtsstrasse zerschnitten würde. Ausserdem warnten die Gewässerspezialisten des Kantons Bern in einer Stellungnahme, dass durch einen Steinbruch im Gebiet des Blockschuttwaldes die nahe gelegenen Quell- und Zuflussgebiete des Blausees beeinträch-

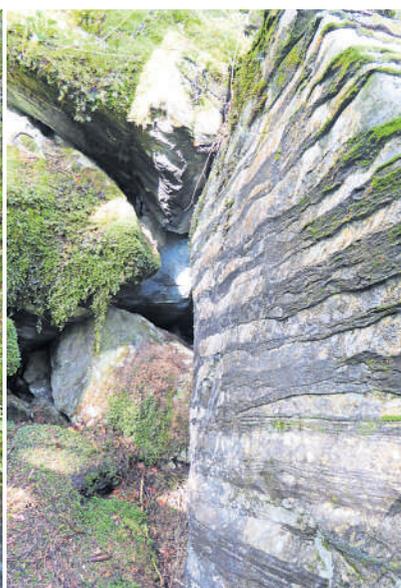
tigt werden könnten. Trotzdem wollte Kandergrund nicht auf diesen Standort verzichten und weigerte sich, ihn unter Schutz zu stellen.

Widerstand von Grundeigentümern

Gut zehn Jahre später versuchten die zuständigen kantonalen Behörden erneut, das kostbare Gebiet unter Schutz zu stellen. Sie planten die Schaffung eines Waldreservats in der Absicht, die wichtigen Zeugen des Fisi-Bergsturzes für die Nachwelt zu erhalten. Leider scheiterte das geplante Waldreservat am Widerstand einzelner Grundeigentümer. Bis heute ist es also trotz vieler Bemühungen und wider besseren Wissens nicht gelungen, den Blockschuttwald Bütschi nachhaltig zu schützen. Nur im sogenannten Waldnaturschutzinventar wird dieses einzigartige Gebiet im Sinne einer unverbindlichen Planungsgrundlage aufgeführt.

Neue Chance

Heute, wiederum zehn Jahre später, haben die zuständigen Behörden erneut die Möglichkeit, den Blockschuttwald Bütschi im Rahmen der laufenden Überarbeitung des regionalen Richtplans endlich angemessen zu schützen. Die FFW ist gespannt, ob es diesmal gelingt. Und falls nicht, wird sie in Zusammenarbeit mit anderen Organisationen alles daran setzen, dass die Giganten aus einer längst vergangenen Zeit und ihre unvergleichliche Natur auch von kommenden Generationen bewundert werden können. ■



Blockschuttwald «Bütschi», Kandergrund

Hornkuh-Initiative

Mit gesenkten Hörnern in die Schlussrunde

Lange sah es düster aus für die Schweizer Hornkuh-Initiative. Doch das Anliegen für Hornbeiträge hat Fahrt aufgenommen. Initiant Armin Capaul hofft, die nötigen 100 000 Unterschriften noch rechtzeitig zu erreichen. Jede Unterschrift zählt.

■ Hans Peter Roth

„Was da abgeht, ist phänomenal.“ Armin Capaul ist eigentlich ein ruhiger, bedachtsamer Mensch. Aber der Begründer und Verfechter der Schweizer Hornkuh-Initiative ist zäh und ein beharrlicher Kämpfer. Und er hat 14 Monate nach der Lancierung seines Volksbegehrens für Beiträge für horntragende Tiere weder Mut noch Humor und Begeisterung verloren. Vor einem Jahr schüttelten manche etwas den Kopf über seinen kühnen Optimismus, diese Initiative praktisch im Alleingang erfolgreich vors Volk zu bringen. Aber genau das macht es aus – der Glaube daran und unbeugsame Zuversicht.

Harziger Start

Tatsächlich sah es lange düster aus. Ende Juni 2015 waren gerademal rund 25 000 Unterschriften beisammen. Doch dann legten Armin Capaul, Helfer und unterstützende Organisationen gewaltig zu.

Von Anfang Juli bis Mitte Oktober kamen weitere 25 000 Unterschriften hinzu. Und von Mitte Oktober – am 11. Oktober 2015 fand in Reichenbach, Berner Oberland, das 5. Schweizer Hornfest statt – bis Mitte Dezember sind in nur zwei Monaten gar über 30 000 weitere Unterschriften hinzugekommen.

Jetzt hat Armin Capaul Grund zur Hoffnung, dass die Initiative tatsächlich zustande kommt. „Dann werden alle, die mich belächelt und als Träumer abgestempelt haben, staunen!“ Der sanfte Hornvieh-Freund kann auch die Hörner senken; die für das Durchboxen einer Initiative so bitternotige Kampflust blitzt auf. „Das ist Knochenarbeit. Ich habe mich bis zum Äussersten verausgabt, zeitlich und finanziell.“ Über 50 000 Franken habe er aus eigenen Mitteln in die Initiative gesteckt „und damit die Er-



Armin Capaul, Initiator der Hornkuh-Initiative, sammelt Unterschriften auf dem Berner Bärenplatz.
Bildautor: Rudolf Haudenschild

sparnisse fast aufgebraucht. Ohne finanzielle Unterstützung werde ich das nicht mehr stemmen können“, sagt Capaul nachdenklich, um gleich wieder ein entschlossenes Lächeln aufblitzen zu lassen: „Aber wir packen das!“

Jede Unterschrift zählt

Zwischenstand auf der Webseite der Hornkuh-Initiative www.hornkuh.ch am 10. Dezember 2015: 82 000 Unterschriften. Es müssen also rechtzeitig vor Sammelabschluss im März 2016 noch gut 25 000 weitere Leute unterschreiben, wenn die Initiative bis dahin trotz einiger Tausend voraussichtlich ungültiger Unterschriften über 100 000 gültige Unterschriften zählen soll, um zustande zu kommen. „Deshalb zählt jede Stimme“, ruft Armin Capaul auf: „Bitte helft diesem Anliegen, damit möglichst viele Kühe würdevolle Hornträgerinnen sein können!“

Ein erstes einprägsames Erlebnis hatte der heute 64-Jährige schon vor gut 35 Jahren. Auf einer Alp sah er das erste

Mal eine Herde Rinder ohne Hörner. „Ich weiss noch, wie ich dachte: Was soll das nun?“ Der Kleinbauer, der sein Heimatli auf 930 Meter über Meer im Berner Jura führt, spricht jetzt leise. „Wir verstümmeln diese Tiere. Nur damit Milch noch billiger wird.“ Milliarden gebe man für die Bauern aus. Selbst für Blumentöpfe gebe es Geld. „Die Tiere aber leiden, und wir trinken minderwertige Milch.“

Deshalb hat Armin Capaul mit seiner IG Hornkuh alles auf eine Karte gesetzt: die Initiative „Für die Würde der landwirtschaftlichen Nutztiere“, kurz Hornkuh-Initiative. Diese geht nun in den Schlusspurt. Möge sie zustande kommen. ■

Die Fondation Franz Weber empfiehlt diese Initiative.

Unterschriftenbögen herunterladen unter: www.hornkuh.ch oder bestellen bei:
IG Hornkuh, Armin Capaul,
Valengiron, 2742 Perrefitte,
Tel.: 032 493 30 25 Danke!



Armin Capaul, Initiator der Hornkuh-Initiative, mit einem Schützling Bilder zvg



Grandhotel Giessbach

BRIENZERSEE

EINE WELT FÜR SICH

Frühlingserwachen im Grandhotel Giessbach

Freuen Sie sich auch schon auf die sinnliche Blütenpracht des nahenden Frühlings?
Lassen Sie die vielfältigen Möglichkeiten im Giessbach Ihre Seele verwöhnen!

Giessbach Frühlings-Angebot

- ☀️ **2 Übernachtungen** im Doppelzimmer mit Wald-Blick
- ☀️ Reichhaltiges **Frühstücksbüffet**
- ☀️ **4-Gang à-la-carte Abendessen** an beiden Abenden
- ☀️ Freie Fahrt mit unserer **Standseilbahn**

Pro Person ab **CHF 299**

Ergänzen Sie Ihre Reservation

- ☀️ Zimmer mit **Blick auf die Giessbachfälle**
CHF 50 pro Person/Aufenthalt
- ☀️ Zimmer mit **Blick auf den Brienzensee**
CHF 100 pro Person/Aufenthalt

Preise pro Person für 2 Übernachtungen
(zzgl. Kurtaxe CHF 2 pro Person und Nacht).
Gültig für Anreisen von Sonntag bis Mittwoch vom 3. April bis 25. Mai 2016 bei Direktbuchung im Hotel. Ausgenommen sind Pfingstsonntag, 15.05.16 und Donnerstag, 19.05.16. Nicht kumulierbar mit anderen Angeboten oder Vergünstigungen.



Grandhotel Giessbach CH-3855 Brienz
Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30
grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels